

Die Neue Welt.

Illustrirtes Unterhaltungsblatt für das Volk.

№ 42.

Erscheint wöchentlich. — Preis vierteljährlich 1 Mark 20 Pfennig. — In Heften à 30 Pfennig.

1880.

Zu beziehen durch alle Buchhandlungen und Postämter.

Idealisten.

Von Rudolf Lavant.

(Fortsetzung.)

Ich hätte mir diese Erwägungen sparen können und all die vorsichtigen Verlautbarungen meiner Bedenken dazu. Curt hörte mich höflich und geduldig, aber mit der Miene eines Zerstreuten und Gelangweilten an und sagte, als ich geendet, mit einer Sicherheit, die meiner eignen Unsicherheit zu spotten schien:

„Und Sie meinen also wirklich, das seien sehr scharfsinnige Bemerkungen und für mich ganz neue Gesichtspunkte? Wirklich, ich habe Sie für erheblich geistreicher gehalten und geglaubt, daß Sie so gütig sein würden, mir auch ein klein wenig mehr Geist zuzutragen. Ich habe, seit ich dem Mädchen in die räthselhaften Augen gesehen, Tag und Nacht fast nichts gethan, als über sie nachgedacht, und sie hat mir in einer ganzen Reihe von höchst interessanten und merkwürdigen Briefen, welche dem durch die Stunden des Beisammenseins nicht befriedigten Mittheilungsdrang genüge thun mußten, gerade genug Material geliefert — glauben Sie, ich sei nicht auch gelegentlich über den Gedanken an einen dunklen oder wunden Punkt gestolpert? Aber das alles ist nichts als nichtiges Kombiniren und ins Blaue hinein Rathen; ich kenne Leontine, und ich sage Ihnen, es ist eine moralische Unmöglichkeit, daß derartige Erlebnisse ihren Seelenfrieden stören und den Widerspruch in ihre Liebe zu mir bringen. So fest bin ich davon überzeugt, daß ich meinen Kopf zum Pfande setze, auch Sie werden dem Mädchen, nachdem Sie eine Stunde mit ihr geplaudert haben, Ihren Verdacht im stillen abbitten und sich vorwerfen, durch denselben beinahe so etwas wie eine kleine Nichtswürdigkeit begangen zu haben.“

Ob mein Gesichtsausdruck dieser Versicherung doch eine gewisse Skepsis entgegensetzte? ob Curt schon vorher halb und halb entschlossen war, meine Vermittlung in Anspruch zu nehmen? Ich weiß es nicht; jedenfalls fragte er, ob ich es nicht darauf ankommen lassen wollte, wenn ich mich als sein Gesandter in offizieller Mission zu ihr begeben und den Versuch machen wollte, aus ihr herauszubringen, was sie veranlasse, allen seinen Anspielungen auf eine eheliche Verbindung ein fast ängstliches Abwehren entgegenzusetzen, und die Bitte, sie nicht zu quälen, sondern alles der Zeit zu überlassen.

Ich nahm den eigenthümlichen Vorschlag mit sehr gemischten Empfindungen auf. War ich auch von Herzen gern erbötig, alles nur Erfinnliche für meinen jungen Freund zu thun, lockte es mich auch mächtig, die persönliche Bekanntschaft meiner schönen

und nach dem Urtheile des ganzen Hauses völlig unmahbaren Nachbarin zu machen, so stieß ich mich denn doch an die „offizielle Mission“ und hatte dessen und meiner Befürchtung, dieselbe werde sehr resultatlos verlaufen, kein Hehl.

Damit erzielte ich freilich weiter nichts, als daß Curt laut auflachte, so überaus drollig kam es ihm vor, daß ich in aller Unschuld die „offizielle Mission“ für baaren Ernst genommen hatte; ich lernte später einsehen, daß diese Heiterkeit eine sehr berechtigte war und daß ich mich einer großen Naivetät schuldig gemacht hatte. Curt bat mich, rasch wieder ernst werdend, wegen seines Gelächters um Vergebung; ich könne ja nicht wissen, daß er nur gescherzt, und wie komisch der Gedanke für ihn sei, einen andern zu seiner Geliebten zu schicken, damit er ihr womöglich eine Einwilligung ablocke, die sie ihm verweigere. In Wirklichkeit müsse eine passende Gelegenheit abgewartet werden und dann wolle er versuchen, ob er mich unter einem unverfänglichen Vorwand mit Leontine allein lassen könne; mir müsse es nachher überlassen bleiben, ob ich einen passenden Anknüpfungspunkt für ein Gespräch fände, das mir die gewünschten Aufschlüsse liefere. Daß ich dem Mädchen gegenüber keinen faux pas begehen und ihr Feingefühl nicht verletzen würde, wisse er; damit mache er mir übrigens noch nicht einmal ein Kompliment, denn so empfindlich sie sei, so unfehlbar flöhe sie auch jedem, mit dem sie eine Viertelstunde gesprochen, die Ueberzeugung ein, einer Dame gegenüberzustehen, und er schlage instinktiv den Ton an, auf den sie Anspruch erheben dürfe.

Die passende Gelegenheit hat sich gegeben, wenn auch nicht gleich; ich habe mit Leontine Luz gesprochen, sogar eingehend, fast vertraulich gesprochen, und meine vorgefaßten Meinungen über sie erfuhren durch diese Unterredung eine einschneidende Korrektur, aber — ich denke doch, wir heben uns diese Begegnung für den nächsten Abend auf: es wird für heute wahrhaftig zu viel und ich bin müde.“

Die Zuhörer waren getheilter Meinung; Wendt und Born stimmten für Fortsetzung, Lindner fand, es sei genug für einen Abend und man könne sich das bisher Gehörte erst einmal in Ruhe überdenken, und Ardenberg spottete:

„Sie erwarten doch nicht, daß ich mich durch diesen ganz gewöhnlichen Erzählertauisch täuschen lasse? Sie wollen uns „scharf“ machen und brechen da ab, wo Ihre Erzählung interessant werden will und der prickelnde Reiz der Neugierde zu wirken beginnt.“

Nun, da Sie Erzähler sind, so werde ich Ihnen die Vorrechte einer männlichen Marlitt oder Werner nicht streitig machen und bin damit einverstanden, daß Sie uns Ihren Schluß erst das nächstemal geben; Sie sollen mich aber nicht bemogeln wollen und nicht falsche Motive vorchieben.“

Der Maler wehrte sich gegen diesen schändlichen Vorwurf, der nur aus der schwarzen Seele eines verschopenhauerten Pessimisten kommen könne, so lebhaft, als hätte er ihn ernst genommen, aber nun sah er sich auch von Wendt angegriffen, der mit großem Aplomb und mit vielem Selbstgefühl begann:

„Meinetwegen also das nächstemal; wenn aber Reiniß meint, daß seine geheimnißvolle siebenbürgische Schönheit eine gar so rare Pflanze, eine gar so unvergleichliche Erscheinung sei, so ist er schief gewickelt. Ich stimme von vornherein dafür, daß jedes Frauenzimmer ein Räthsel ist, sich selbst und andern; ich habe die Erfahrung gemacht, daß das harmloseste Gänschen, über das man im Gefühl männlicher Ueberlegenheit hinwegsieht, im Stande ist, uns moralisch zu nasenstüßern, daß uns nur so die Augen übergehen, aber ich habe kürzlich ein solches Räthsel kennen gelernt, das Ihrer deutsch-polnischen Waldfee allermindestens ebenbürtig und wahrscheinlich eine noch viel härtere Nuß ist. Ich wenigstens beiße noch gar nicht lange an ihr herum und meine Zähne wollen schon stumpf werden; die Backzähne schmerzen sogar empfindlich.“

„Hurrah, Wendt hat wieder eine neue Flamme!“ jubelte Born, während Lindner über die leichte Herzensentzündlichkeit seines rechtsbessenen Freundes ein wenig den Kopf schüttelte, wie er ihn über einen Schmetterling oder einen Käfer geschüttelt hätte, den er nicht zu klassifiziren wußte. Arvenberg verzog den Mund zu einem leichten Lächeln und sagte geringschäßig:

„Nun, ich will keine Vermuthungen über die Qualitäten einer Dame anstellen, die vielleicht mehr durch Quantität auf unsern Freund gewirkt hat, aber das glaube ich doch hoffen zu dürfen, daß diese neueste Liaison desselben keinen so tragischen Ausgang nehmen wird, wie nach Reiniß's Andeutungen die des Herrn Genieoffiziers, der mir allerdings eine ziemlich nervöse Natur zu besitzen scheint; es wäre ja auch Schade um all das üppig blühende Leben, das hier auf dem Spiele steht. Hat man denn auch einige Chance, dieses neue große Räthsel persönlich kennen zu lernen und sich nach seinen schwachen Kräften an der Lösung desselben zu betheiligen? Ich bin gespannt auf die Antwort, die mir gar nicht gleichgiltig ist.“

„O, ich durchschaue die spöttische Absicht,“ parirte Wendt, „aber ich werde durchaus nicht verstimmt, denn ich bin in der Lage, Sie vollständig und glänzend auf's Haupt zu schlagen. Ich will mich nicht besser machen, als ich bin; von selber würde ich gewiß nicht auf den Einfall kommen, auch Amelpha Tatjana Walujeff vorzustellen, denn sie gehört zu den Frauenzimmern, die nicht ohne eine Art Hofstaat existiren können, deren halb naive, halb dämonische Eitelkeit jeden Mann als ihnen tributpflichtig ansieht und deren man nur hinter den hohen Mauern und vergitterten Fenstern eines Harems nothdürftig sicher ist. Ich brauchte also von eurer persönlichen Liebenswürdigkeit und Gefährlichkeit nicht die hohe Meinung zu haben, die ich in Wirklichkeit hege, um euch meine schöne blauäugige aschblonde Russin instinktiv möglichst aus den Zähnen zu rücken, und wenn ich euch dennoch ihr zuführe, so begehre ich damit ganz einfach und bewußt einen Selbstmord. Aber um mein Wollen handelt es sich gar nicht; Fräulein Walujeff hat, sehr wider meine Absicht, das Kabinetsporträt zu sehen bekommen, das uns darstellt, sie ist neugierig geworden und sie hat mir bei Strafe ihrer Ungnade befohlen, euch zu ihr zu bringen; das wie sei meine Sache. Jetzt müßt ihr mir also schon den Gefallen thun, an einem der nächsten Abende mit zu ihr zu gehen, denn so aussichtslos meine Bewerbungen um sie auch sind und so deutlich ich auch das Gefühl habe, planmäßig an der Nase herumgeführt zu werden, ich möchte doch vor der Hand noch nicht auf alles verzichten. Es würde mir im Augenblick noch zu weh thun; später hilft mir vielleicht ein Interesse für eine andere über den nothwendigen Bruch weg.“

Man lachte über dieses Stück praktischer Lebensweisheit und über den Ton melancholischer Resignation, den Wendt angeschlagen hatte, und von allen Seiten wurde die Zusage ertheilt. Der Maler that es mit gleichgiltigem Kopfnicken; er pflegte überall hin zu gehen und hielt es für die erste Pflicht des Alters, der Jugend keinen Spaß zu verderben, um so mehr, als bei diesem Spaß gewöhnlich auch etwas für das Alter herauszupringen pflege. Lindner sagte trocken: „Meinetwegen! Ist die Dame vielleicht aus Südrußland, aus der Krim z. B.“ und sah dabei so zerstreut

aus, als überlege er, ob sich vermittelst dieser neuen Bekanntschaft nicht vielleicht Schmetterlingstauschgeschäfte mit einem Sammler in der Heimat der Schönen machen ließen. Arvenberg lächelte und reichte Wendt über den Tisch die Hand. „Ich komme und zwar mit dem festen Vorsatz, hinreichend liebenswürdig zu sein und Ihre schöne Russin so vollständig für mich einzunehmen, daß Sie vor Eifersucht abwechselnd roth und blaß und schließlich gelb und grün werden. Auf ehrliche Feindschaft also!“

Wendt schlug lachend ein. „Sehen Sie Arvenberg, Sie fürchte ich am allerwenigsten, weil es bei Ihnen am ernstesten Willen fehlt. Sie werden sich eine Weile mit ihr herumbeißen, dann wird Ihnen die Geschichte langweilig und sie springen ab. Sie sind überdies viel zu ironisch und satirisch, um bei einer Frau, wie es meine Russin ist, das Herz rebellisch zu machen.“

„Somit bliebe also nur ich übrig?“ fragte Born. „Nun, ich werde Ihnen keinen Schaden thun, schon aus Freundschaft nicht. Ich bin nicht so boshaft wie Arvenberg, und ich werde die Dame höchstens um russische Volkslieder bitten.“

„Nichts versprechen, Born!“ mahnte Wendt. „Sie haben die Walujeff noch nicht gesehen und ich weiß, daß Sie, wie Lindner, und Reiniß erst recht, große Augen machen werden, wenn Sie ihr gegenüberstehen. Erschöpfen Sie also nicht in Muthmaßungen, laßt euch lieber sagen, daß sie mit ihrer Mutter und einem Bruder nach Deutschland gekommen ist, daß die Leute sehr reich sind und ein sehr feines Haus machen und daß Tatjana Herr im Hause ist und unumschränkt regiert. Ihr braucht, wenn ihr am Montag kommen wollt — halb neun ist Theestunde — nicht Gesellschafts-toilette zu machen, doch dürfte sich eine gewisse Sorgfalt in Kleinigkeiten empfehlen, damit ihr nicht hinterdrein in Verlegenheit kommt und mir vorwerft, euch nicht hinreichend informirt zu haben.“

Reiniß rief dazwischen: „Es scheint wahrhaftig, wir werden bei einer Fürstin aufgeführt, in deren Augen eine schiefstehende Kravatte ein Majestätsverbrechen und ein blinder Stiefel eine persönliche Beleidigung ist. Nun, ich hoffe, ihr laßt euch durch diese Wendt'schen Aengstlichkeiten nicht verblüffen und ich bekomme nicht etwa Lackstiefeletten, gebranntes Haar und bordeauxrothe oder gendarmenblaue Kravatten zu sehen. Es ist ohnedies eine starke Zumuthung von Wendt, Leute von Geist moralisch zu zwingen, für eine Tasse Thee irgend einer mehr oder weniger emanzipirten Russin — man kennt ja die Sorte! — einen Abend lang die Zeit zu vertreiben —“

„O, mein lieber Reiniß,“ unterbrach Wendt, „in dünnem Thee und magern Butterschnitten erschöpft sich nur die Berliner Gaïfreundschaft, und es steht Ihnen, wenn Sie eine erzellende Tasse Thee verachten, auch die ‚Milch der Greise‘ aus Burgund zu Diensten, und wenn Sie zu Chartreuse und Benediktiner übergehen wollen, so brauchen Sie mir nur einen Wink zu geben — man wird Sie nicht schmachten lassen.“

„Thut er nicht gerade, als habe er sich die Schöne bereits gekapert und könne in ihrem Hause befehlen?“ lachte der Maler. „Was geben Sie übrigens zum Besten, Wendt, wenn uns Ihre Russin kalt läßt und wenn wir durch Aklamation beschließen, daß wir sie Ihnen neidlos gönnen? Ich halte das nämlich für den wahrscheinlicheren Fall und bin noch keineswegs überzeugt, daß wir eine interessante Bekanntschaft machen; hoffentlich ist der Laffitte gut, damit der Abend nicht ganz verloren ist.“

Wendt ließ sich jedoch nicht werfen. „Ich brauche die Wette, daß sie der erste sind, in hellen Künstlerenthusiasmus zu gerathen, nicht zu scheuen, und ich mache mich anheischig, sechs Flaschen alten Markobrunner, d. h. also mein ganzes Weinlager, springen zu lassen, wenn ihr nicht ganz und gar weg seid. Die sechs Flaschen, die mir mein alter Onkel verehrte, als ich mein Examen summa cum laude bestanden hatte — er hätte mir das, unter uns gesagt, nie zugetraut — waren bestimmt, zur Feier meiner Verlobung mit irgend einem Ausbund weiblicher Anmuth und Tugend getrunken zu werden; aber sie sollen euch verfallen sein, wenn ich zu viel versprochen habe. Ich bin überzeugt, sie werden doch erst an dem Tage getrunken, an dem ich den verhängnißvollen Schritt gethan habe; wenn es noch viele Mädchen wie die Walujeff gibt, verlobe ich mich allerdings wahrscheinlich nie und dann müßt ihr den Markobrunner schlürfen, nachdem ihr mich begraben, das heißt also hoffentlich — verbrannt habt.“

„Wie lange wird Wendt brennen müssen, bis er Asche ist?“ fragte Arvenberg ironisch, Lindner ansehend.

„Doch ziemlich lange; viel Fleisch, viel Fett, starke Knochen — es sei denn, unser Freund wäre vorher durch Liebeskummer auf die Körperverhältnisse des Ritters Toggenburg herabgemindert.“

Und lachend brach man nach dem Café auf, welches auch als Rendez-vous für den Montag Abend bestimmt ward; man beschloß, sich unter Wendts Führung gemeinschaftlich nach der Wohnung seiner Ruffin zu begeben.

* * *

Nur die Verleumdung eines böshafteu Spötters könnte behaupten, daß sich an dem Abend, welcher unsere jungen Literaturfreunde mit Wendts blonder Löwin von den Gestaden des Schwarzen Meeres bekannt machen sollte, eine besondere Sorgfalt für die Toilette anders, als in ganz schüchternen Versuchen gezeigt hätte; man sah bei Born statt eines einfachen gefalteten ein gesticktes Oberhemd, Lindner hatte seine Hände in Glacés gezwängt und verteidigte dieses Streben nach Eleganz damit, daß einzelne Chemikalien sich der Haut so tief und unausrottbar einfräßen, daß sie auch mit den stärksten Mitteln nur nach und nach entfernt werden könnten, auf Arvenbergs Kopf thronte — eine seltene Erscheinung — ein spiegelblanker Cylinder, aber er behauptete, daß er denselben nur nothgedrungen aufgesetzt habe, da seine Filzhut in die Wäsche gemußt, und in diesen Kleinigkeiten erschöpfte sich das Trachten nach „Feinheit“. Dagegen muß der gewissenhafte Chronist die Thatfache verzeichnen, daß man sich allseitig einer ungewohnten Pünktlichkeit besleißigt hatte, und selbst Keimisch, der zwar eine Tadjemehr besaß, sich jedoch darauf steifte, dieselbe nie aufzuziehen, verspätete sich nur unbedeutend. Für ihn hatte das ganze Unternehmen einen starken Beigeschmack von unfreiwilliger Komit; er musterte seine jungen Freunde mit äußerst sarkastischer Miene, fühlte Wendt, der allerdings eine gewisse Aufregung nicht zu unterdrücken vermochte, den Puls, und zupfte Arvenberg spöttisch am Ohrläppchen — eine stumme Anklage, die der Philosoph nur durch ein Aufwerfen der Lippe und ein Achselzucken beantwortete.

Als man die breite Treppe eines eleganten Hauses in der stillsten, grünsten und aristokratischsten Gegend der innern Vorstadt emporstieg, machte Wendt in fast erschrockenem und zugleich ein wenig vorwurfsvollem Tone auf die Nothwendigkeit aufmerksam, die Cigarre wegzurufen; Born gehorchte nicht ohne ein unwillkürliches Bedauern — er hatte einen sehr respektablen Stummel zu opfern — aber er ließ sich von Wendt geduldig eine von den stark gewürzten versilberten Raucherpillen in den Mund stecken, die den Tabaksgeruch sofort wegnehmen. Es war ein feierlicher

Moment, in welchem Wendt nach einem kurzen Zögern den Finger auf die elektrische Klingel legte, und es war ihm sichtlich unangenehm, daß er sich in geräuschvollerer Weise gemeldet hatte, als unbedingt erforderlich gewesen wäre und als sich mit seinem Streben nach lyrischer Zartheit vereinbaren ließ.

Das Stubenmädchen, welches öffnete, wurde von unserm warmblütigen Juristen mit einer verbindlichen Artigkeit begrüßt, die vielleicht nur theilweise ein Ausfluß seiner unbedingten Verehrung für ihre junge Herrin war; sein unparteilicher und gerechter Sinn erkannte auch die Vorzüge der Dienerin freudig an und er flüsterte Born auf dem Wege nach dem Salon im Ton der Bewunderung zu: „Nur wenn man selber klassisch schön ist, kann man es riskiren, einen so hübschen Besen zu halten!“

Er hatte nicht zu viel verheihen. Die nicht mehr in der allerersten Jugendblüthe stehende hochgewachsene, schlanke und doch volle Dame, welche zwischen den sich theilenden schweren grünen Portiären erschien, und die Herren mit einer graziösen Neigung des schönen Kopfs und einem bezaubernden Lächeln willkommen hieß, wurde auch von der frischesten und rosigsten Jose nicht ausgestochen und konnte überhaupt Anspruch darauf erheben, in der zahlreichsten Gesellschaft sofort aufzufallen. Sie sprach das Deutsche mit einem leichten, fremdartigen Accent, sie sprach es auch nicht ohne kleine Stockungen, aber das machte sie nur um so interessanter, und wer mit ihr plauderte, fand diese kleinen Stockungen äußerst angenehm: sie setzten ihn in den Stand, mit dem gesuchten Worte auszuhelfen und dafür ein liebevolles Lächeln als Belohnung einzustreichen.

Als unsere Freunde, aufs angenehmste überrascht, den Fuß auf die Teppiche des Salons setzten, in welchem der Kronleuchter nur eine diskrete Beleuchtung erzeugte, erhoben sich aus bequemen Fauteuils eine alte Dame und ein junger Mann und drückten, allerdings mit weit weniger Eifer, ihre Freude über diesen zahlreichen Besuch aus. Man konnte den Herrn recht wohl für den Bruder Amelpha Tatjanas halten, obwohl er kleiner und zarter war, schwarzes gekräuseltes Haar und ein schwarzes Schuurbärtchen trug und aus großen schwarzen Augen recht abgesehen und melancholisch in die Welt sah; größere Mühe hatte man, zu glauben, daß diese alte Frau mit dem gleichgültigen, schlaffen, fast ein wenig ordinären Gesicht, die sich in ihrer eleganten Robe durchaus nicht allzu behaglich zu fühlen schien, die Mutter des stolzen, anmuthigen, lebensfrohen und eleganten Geschöpfes sein sollte, das lächelnd neben ihr stand. (Fortsetzung folgt.)

Hamburgs Verfassung, sein Handel und seine Freihafenstellung.

Von Wlth. Blos.

Die gegenwärtige, seit 1860 bestehende Verfassung der „Freien und Hansestadt Hamburg“ ist eine der merkwürdigsten politischen Schöpfungen unserer Zeit. Nur die eigengeartete Entwicklung Hamburgs, das auf sogenante „erworbene Rechte“ von vielhundertjähriger Verhärtung gegründete Uebergewicht eines begüterten Patriziats, eines kastenartig in sich abgeschlossenen Geldadels, konnte solch wunderbares Gemisch von mittelalterlichen und modernen, aristokratischen und demokratischen, spießbürgerlichen und seltsamen Institutionen hervorbringen, wie sie in der hamburgischen Staatsverfassung enthalten sind. In dieser Verfassung sind die „erworbenen Rechte“ der in Hamburg herrschenden Bevölkerungsgruppen, der Kaufleute, der Juristen und der Grundbesitzer, ganz ordnungsgemäß festgestellt und die Sache sieht aus, als ob ein hamburgischer Staat ohne bevorrechtete Advokaten und Grundbesitzer nicht existiren könnte. Demokratisch ist also diese Verfassung nicht, wenn sie auch republikanisch ist.

Die Regierung oder der Senat besteht aus 18 Personen, die entweder Kaufleute oder Juristen sein müssen. Leute aus anderen Berufsklassen erachtet die hamburgische Verfassung als nicht regierungsfähig. Cromwell, Washington, Franklin, General Grant und ähnliche Nichtjuristen und Nichtkaufleute hätten also in Hamburg nicht zu Senatoren gewählt werden können. In der Republik Hamburg gedeihen aber auch weder die Washingtons noch die Grants.

Die Senatsmitglieder erhalten 10—15 000 Mark Gehalt. Dieselben werden von der Bürgerschaft nach einem Wahlaussatz gewählt, d. h. der Senat präsentirt der Bürgerschaft zwei Kandidaten, von welchen einer gewählt werden muß.

Die Bürgerschaft ist der gesetzgebende Körper Hamburgs, als welcher sie zugleich Vertretung der Stadt und des Staates ist. Die Bürgerschaft übt mit dem Senat gemeinsam die Gesetzgebung aus. Sie besteht aus 192 Mitgliedern. 48 davon wählen die Grundeigentümer, die sich als Wahlkörper konstituiren, aus sich; 60 werden von den Gerichten und den Verwaltungsdeputationen — auf welche letztere wir zurückkommen — abgeordnet. Sonach haben diese Repräsentanten einzelner Theile der Bevölkerung und die Regierung, welche mit ihnen ist, schon eine Majorität. Nur 84 Abgeordnete, also die Minorität, werden gewählt und zwar mittels eines gegen jede auf Neuerungen gerichtete Agitation bombenfesten Wahlsystems. Dreifach ist die Pforte zu dieser bürgerschaftlichen Versammlung verhängt für den, der sich hineinwählen lassen will. Wahlberechtigt ist, wer das 25., wählbar, wer das 30. Lebensjahr erreicht hat. Der zu Wählende muß das hamburgische Bürgerrecht, dessen Erwerbung 30 Mark kostet, schon drei Jahre besitzen; der Wähler muß Bürger, ohne nähere Zeitbestimmung, sein. Für den Wähler ist noch der Nachweis herbeizuschaffen, daß er eine Einkommensteuer bezahlt.

Da das Bürgerrecht nur von wenigen noch erworben wird, die Staatsangehörigen aber in Hamburg kein Wahlrecht als das zum Reichstage haben, so läßt sich denken, daß zwischen der Bürgerschaft und dem Volke ein seltsames Verhältniß besteht. Das Volk kennt „seine“ Vertreter gar nicht.

Die Kompetenz der Bürgerschaft ist sehr gering; ihre Beschlüsse werden durch das Veto des Senats suspendirt. Dann entstehen langwierige Differenzen; es gibt „gemischte Kommissionen“ und „Aussschüsse“. Auf diesem Wege werden die Angelegen-

heiten oft jahrelang hingelegen. Will die Differenz gar kein Ende nehmen, so entscheidet zuletzt das Lübecker Oberappellationsgericht für die Hansestädte — ein Anklang an die alte Hanja.

Eine dritte Behörde, die ein sehr idyllisches Dasein führt, so daß man nur höchst selten von ihr hört, ist der Bürgerausschuß. Derselbe besteht aus Mitgliedern der Bürgerschaft. Im übrigen ist er ganz überflüssig.

Die Verwaltung ist sogenannten Deputationen in die Hände gegeben. An der Spitze jeden Verwaltungszweiges steht ein Senator. Die Bürgerschaft wählt die Deputationsmitglieder nach der bekannten Zwangsjacke, Wahlaufsatz genannt. Die Verwaltungsämter in den Deputationen müssen unentgeltlich versehen werden.

Man begreift, daß eine solche Verfassung einen bequemen Tummelplatz für Koterien, Cliques und Vetterschaften abgibt. Ueber Mangel an solchen kann man sich in der That auch nicht beklagen. Sie herrschen in der Bürgerschaft, im Bürgerausschuß, in den Deputationen — fast überall. Wenn die Verwaltungsämter in den Deputationen auch unentgeltlich versehen werden müssen, so ist doch sicher, daß die Deputationsmitglieder vielen Einfluß zu gewinnen und auch auszunutzen vermögen. Die Deputationen haben das Selbstergänzungsrecht, sodaß die Koterien und Vetterschaften einen Verwaltungszweig ganz für sich in Anspruch zu nehmen im Stande sind.

Da die Grundeigentümer und Hausbesitzer großen Einfluß auf die Gesetzgebung und Verwaltung zu gewinnen verstehen, so ist es erklärlich, daß auch das Bauwesen nicht ist, was es sein sollte. Die Gesetzgebung enthält ohnehin schon viele Bevorzugungen für die Hauswirthe. Daher auch die vielen verfallenen Gebäude, der Mangel an den nothwendigsten Einrichtungen im Innern der Häuser und theilweise auf den Straßen, und die ganze Menge von baulichen Erscheinungen, die einer

Großstadt seltsam anstehen. Das Steuerwesen dagegen ist besser organisiert. Wenn auch indirekte Abgaben bestehen, so sind sie doch weit geringer, als anderswo. Den Kern des hamburgischen Steuerwesens bildet eine direkte, progressive Einkommensteuer mit Selbsteinschätzung. Dadurch ergibt sich, daß in Hamburg jemand oft nur halb soviel Steuern zahlt, als er in dem benachbarten preussischen Altona zu zahlen haben würde.

Man sieht, die Staatsverfassung Hamburgs ist ein Damm gegen allen Fortschritt, den diejenigen nicht wünschen, die einmal die Macht haben. Sie läßt eine Weiterarbeit auf dem Boden des Gegebenen kaum zu, und die Macht, welche durch diese Verfassung den einmal Bevorrechteten eingeräumt wird, ist so groß, daß eine Opposition einen sehr schweren Stand hat. Man ist eben dabei, die Verfassung zu revidiren, aber es wird wenig oder garnichts dabei herauskommen*).

Hamburg ist ganz für den Handel ausgebildet und entwickelt. Vor dem Handel treten alle übrigen Interessen in den Hintergrund. Allerdings hat der ungeheure Verkehr mit sich gebracht, daß die geschäftliche Krisis, die so schwer auf Europa drückt, in Hamburg etwas weniger fühlbar war und ist, als anderswo, wenngleich sie immerhin genügend empfunden wird. Der Zufluß

aus Hannover, Mecklenburg, Preußen und Dänemark hat das Angebot von Arbeitskräften auch in Hamburg so sehr vermehrt, daß die Löhne gesunken sind und die Zahl der Arbeitslosen bedeutend gestiegen ist.

Der Handel ist dabei allerdings im allgemeinen noch im Flor, wenn auch die Rheeder klagen, daß sie nicht auf ihre Kosten kommen. Die Seele des hamburgischen Handels ist natürlich der überseeische Verkehr. Er macht nahezu die Hälfte des Gesamtverkehrs aus. Die Handelsbilanz von 1877 ergibt für den überseeischen Handel einen Umsatz von 1600 millionen Mark, sodaß sich, wie ein hamburgischer Kaufmannsblatt stolz ausführte, der Handel Hamburgs mit dem des ganzen Königreichs Spanien auf gleiche Stufe stellen kann. Es liefen 1877 im ganzen 5473 Seeschiffe in Hamburg ein; in Altona 616.

1857 auf 1858 hatte Hamburg eine große Handelskrise zu bestehen. Die Verluste, die es von 1847 bis 1858 durch Fallissements erlitten, beliefen sich auf 28 millionen Mark Banco. Diese Verluste führten die Krisis herbei, namentlich da 7 millionen davon auf das Jahr 1858 allein entfielen. Man spürte die Krisis in ganz Europa; Dänemark half und Oesterreich sandte zehn Millionen in Silberbarren in die Keller der hamburgischen Bank. Damit war die Krisis gehoben. 1878 dagegen brach ein

„Krach“ aus, bei dem sich die Fallissements auf 21 millionen Mark beliefen. Diese Verluste gingen am Gesamtverkehr Hamburgs ohne tiefere Spuren vorüber, während 1858 schon sieben Millionen eine Krisis zum Ausbruch brachten, die ganz Europa bewegte. In solch riesenhaftem Maße sind Handel und Verkehr gewachsen.

Der hamburgische Handel basirt wesentlich auf dem freien Hafen. Wie wir an anderer Stelle gezeigt, ist dieser freie Hafen eine Institution, ohne die man sich das selbständige Hamburg garnicht denken kann. Man kann sich an anderer

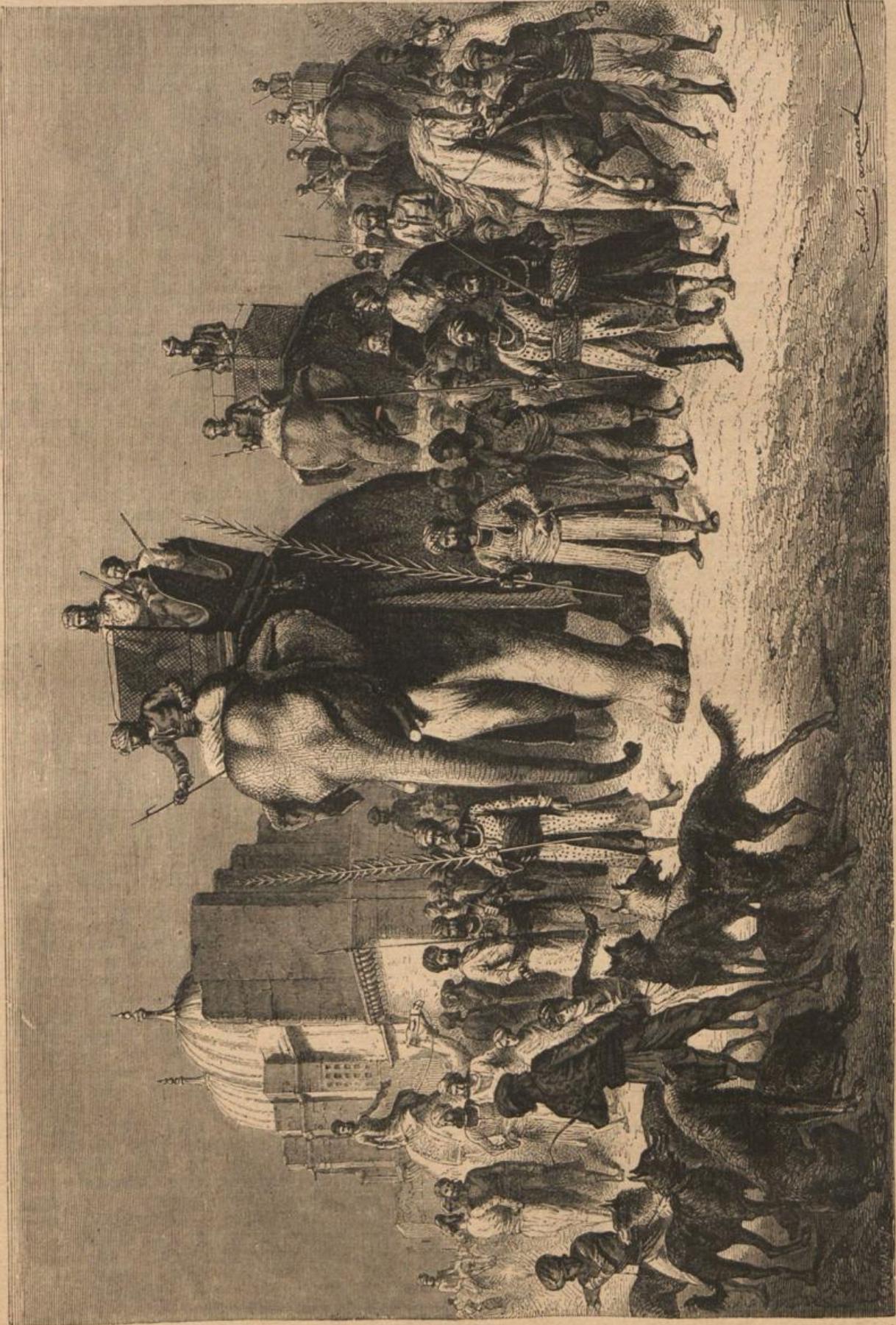
Stelle nicht leicht einen Begriff davon machen, wie sehr die hamburgische Bevölkerung an diesem freien Hafen hängt. Tausende, ja zehntausende von Existenzen wären untergraben, wenn dieser Hafen vom Weltverkehr durch eine Zollgrenze abgesperrt werden würde. Man nimmt anderorts die Sache zu leicht. Aber nicht allein hat Hamburg seine Einrichtungen, sein Geschäftsleben und seine Gewohnheiten so sehr auf diesen freien Hafen basirt, daß mit dessen Aufhebung eine tiefeinschneidende und unangenehm fühlbare Störung aller Verhältnisse hervorgerufen werden würde, sondern die große Mehrzahl der Bevölkerung genießt auch den Vortheil, daß ihr der freie Hafen billige, gute und mannichfache Nahrungsmittel aus andern Ländern zuführt. Ein Zoll würde viele dieser Nahrungsmittel ebenso theuer machen, wie im Binnenlande und der billige Kaffee und Thee, die billigen Apfelsinen, die vielfachen billigen Gaben der See u. s. w. würden künftig theuer und würden den Geldbeutel der unbemittelten Leute, die doch daran gewöhnt sind, diese Waaren in einer gewissen Güte billig zu beziehen, in ganz ungewohnter Weise in Anspruch nehmen. Das fühlt man in Hamburg ganz gut, und wenn es auch eine Partei gibt, die sich den Zollanschluß als Ziel gesetzt hat, so ist doch die große Majorität der Bevölkerung dagegen. In Bremen liegt die Sache etwas anders, weil dieses finanziell weit ungünstiger sitirt ist, als Hamburg. Aber diese zwei Hansestädte haben sich ihre freien Häfen in der Reichsverfassung garantiren lassen und zahlen dafür das Zollaversum, das eine ganz bedeutende Summe ausmacht, sowie noch eine Zuschlagskopfsteuer



Das Nordlicht. (Seite 501.)

*) Der Artikel ist vor ungefähr dreiviertel Jahren geschrieben. Inzwischen ist die Verfassungsrevision vor sich gegangen und hat dem Verfasser in ihren Resultaten recht gegeben: es ist nichts Wesentliches dabei herausgekommen.

an die Reichskasse. Durch den neuen Zolltarif wird die Aversionssumme nicht nur gesteigert, sondern es wird auch der Absatz hamburgischer Fabrikate in die umliegenden Länder sehr erschwert. Das letztere ist besonders bedauerlich, aber daher kommt



Aufbruch zur Tigerjagd. (Seite 503.)

es, daß ein Theil der Handwerkerpartei dem Zollanschluß günstig gesonnen ist. Dieser Theil ist indessen nicht maßgebend, wenn- gleich er in Berlin sehr einflußreiche Hintermänner hat und dort seine Bedeutung übertrieben wird. Mit dem Verlust seines freien

Safens würde Hamburg zu dem Rang einer großen Provinzialstadt herabsinken. Ob es dahin kommen wird, darüber wollen wir uns hier nicht weiter äußern, die Zukunft wird es ja zeigen.

Die republikanischen und selbständigen Gemeinwesen, derer seit der Annexion von Frankfurt am Main nur noch drei — Hamburg, Bremen und Lübeck — in Deutschland bestehen, sind von keiner solchen politischen Bedeutung, daß sie auf die Entwicklung Deutschlands einen maßgebenden Einfluß ausüben könnten. Aber man darf diesen Ueberresten einer großartigen Vergangen-

heit die gebührende Beachtung deshalb nicht verjagen. Diese Gemeinwesen sind mit so manchem mittelalterlichen Zopfe behaftet, aber es ist gar zu billig, darüber bloß zu spotten und wegen einzelner Mißstände den Standpunkt geschichts-philosophischer Anschauung zu verlassen. Wer sich in die Geschichte dieser kleinen, aber einst mächtigen Republiken vertieft, der wird so manches finden, was ihn über die allgemeine Misere von heute einigermaßen beruhigt — soweit dies eben der Vergangenheit möglich ist.

Irrfahrten.

Von Ludwig Rosenberg.

(Fortsetzung.)

1. Juli.

Ehrenberg steht mit unserm Korporal auf dem Kriegsfuß. Wir lagen nach 9 Uhr abends noch wachend auf dem Lager. Man sprach über mancherlei. Einer von den Kameraden sprach von dem Plan, zu kapituliren. Aber Ehrenberg verspottete ihn und fällte manch' herbes Urtheil über den Soldatenstand. Dabei ließ er seiner Laune den Zügel schießen und ging schließlich in seiner Kritik so weit, daß der plötzlich erschienene Korporal befehlend dem Diskurs ein Ende machte. „Werde Sie melden, Ehrenberg,“ rief der Korporal. — „Werden das wohl lassen,“ gab Ehrenberg zurück. — Er hat ihn, gewiß aus Gründen, die stichhaltig sind, nicht angezeigt, aber er haßt ihn und sucht ihn beständig zum Fall zu bringen.

6. Juli.

Die Einjährigen hatten heute Vorstellung bei dem Hauptmann und dem Offizierkorps. Nach derselben wurden wir eingeladen, an einem kleinen Essen theilzunehmen. Das Gespräch drehte sich natürlich um den Beruf. Man kritisirte die Schießwaffen, sprach dann von Pferden und Pferdebedressuren, von Hund und zum Schluß von Abenteuern mit Damen aller Art. Mir fiel aus früherer Zeit jener Abend bei Trosten in der Rosenthalerstraße in Berlin wieder ein, an welchem ich ohne Unterbrechung eine Vorlesung über Milch erdulden mußte. — Zu Ende der Tafel ließ mich der Hauptmann zu sich kommen. Er fragte mich mit recht freundlicher Miene, ob ich nun schon zur Einsicht gekommen und ob ich schon mein Vorurtheil gegen das Militärlieber abgelegt hätte, worauf ich lächelnd replizirte: „Vorurtheil hab' ich nie belesen, Herr Hauptmann, und mit einiger Einsicht hat mich die Natur von hausaus gesegnet. Ich denke, ein guter Soldat zu sein.“ — „Das denke ich auch,“ rief er lachend, „der Teufel würde Ihnen auch ins Gebein fahren, wenn Sie es nicht sein wollten; wir verstehen es, den wildesten Stier zu fesseln, er muß; gegen dieses Muß gibt es kein Mittel, gilt kein Wenn und Aber, und wenn der Herrgott vom Himmel käme, er änderte nichts an dem Muß. Das gäbe eine schöne Wirthschaft, wenn hier jeder sich regen dürfte nach Gefallen, wenn jeder seine Ansichten predigen wollte. Nicht wahr, es würde Ihnen selbst bange vor der Konfusion?“ — „Ganz gewiß, Herr Hauptmann, in einem geordneten Hause ist strenge Disziplin erste Bedingung.“ — „Bravo, Morgenroth,“ rief der Hauptmann, „bravo! Das nenne ich vernünftig gesprochen, und zur Belohnung sollen Sie die Vergünstigung erhalten, außerhalb der Kaserne zu wohnen, — verstanden?“ — „Danke,“ versetzte ich, „aber ich war noch nicht ganz fertig.“ — „Bah, den Nachsatz schenke ich Ihnen; mit Ihren spitzfindigen Zusätzen ändern Sie eine Sache doch nicht.“

7. Juli.

Wenn man jemand Zeit und Mittel entzieht, sich dem Drange seiner Seele gemäß zu unterhalten und fortzubilden, wenn man alles aufbietet, den Menschen körperlich so zur Erschlaffung zu bringen, daß ihm die Kraft gebricht und die Lust ausgeht, an sich als ein entwickelungsfähiges bewußtes Wesen zu denken, ja daß er selbst den höchsten Genuß in einem behaglichen Nichtsthun und Nichtsdenken zu erblicken glaubt, — dann schläft nach und nach jeder gute Instinkt ein. Er ist theilnahmlos gegen fremdes Leid, und abgestumpft zeigt er sich gegen die Schmerzen, die ihn selbst treffen. So wuchert neben der schönsten Blüthe der Kultur immer offen das Unkraut der Barbarei. Wehe denen, die das wissen und nicht nach Vernichtung dieser Unzier trachten! — Bergeblüche Entrüstung! — Der Zeitgeist schreitet langsam, gar langsam, selbst für einen bedächtig ruhigen Menschen. —

9. Juli.

In der Stadt finden in den nächsten Tagen die Wahlen für den Reichstag statt. — Wir wurden aufs neue instruiert, uns an keiner Versammlung zu betheiligen, in keine Diskussion zu mischen, und jeden Uebertreter dieses Befehls sofort anzuzeigen. — Selbstverständliche Maßregel! — Nach dem Fundament richtet sich der Oberbau. Politisch hat der Soldat nicht mitzusprechen, er hat nur das Vaterland zu vertheidigen. — — — Der Staat scheint mit dieser Anordnung sich recht ruhige, fromme Bürger erziehen zu wollen, nach der Sentenz: Ruhe ist die erste Bürgerpflicht! — —

11. Juli.

Heute wandern einige von unseren Stubengenossen in die Heimat zurück. Der ersehnte Tag ist ihnen nun endlich gekommen. Bei jedem Erwachen am Morgen ertönte es: „Jetzt habe ich noch 89 Tage, jetzt noch 88 Tage, jetzt noch einen Tag, noch eine Nacht!“ — Es kann sich gewiß kein Kind mehr auf etwas freuen, als solch ein drei Jahre lang im Dienst gestandener Soldat auf die Stunde, wo er den Schritt thun darf aus der Kaserne, wo er tief aufathmen und rufen kann: Endlich! — — Ist es nicht ähnlich den Gefangenen zu Ruthe, die man unschuldigerweise in Ketten geworfen? — — — Ich fragte den einen von den Reservisten, was er nun wohl anfangen werde. „Das weiß ich nicht,“ sagte er, „ich freue mich nur ledig zu sein. Das übrige überlasse ich dem Herrgott und der guten Mutter!“ — „Das ist ein schlechter Trost,“ fuhr ich fort. „Und sind Sie nicht während der drei Jahre in Ihrem Handwerk zurückgekommen?“ — — „Freilich,“ antwortete er nachdenklich; „freilich habe ich viel von der Handhabung meines Gewerbes vergessen und verlernt und meine Freunde, die nicht zu dienen brauchten, werden jetzt sicherlich weiter und geschickter sein als ich, aber was hilft das Lamentiren?“ — Und als wollte er die trübe Aussicht verschonen, rief er: „Gönnen Sie mir das Gefühl der Ungebundenheit und schenken Sie mir die schlimmen Gedanken.“ „Gern, gern!“ sagte ich schnell, und drückte ihm die Hand! — — Jetzt erst fühle ich, wie lieb mich meine Kameraden haben. Andere Reservisten kamen zu mir, und versicherten mich ihrer ewigen Anhänglichkeit und Treue: „Sie bleiben uns stets unvergesslich, Morgenroth,“ riefen sie aufrichtig; „Ihre Worte, Ihre Befehle, die wir dummen Kerle wohl nicht immer richtig verstanden haben, sollen uns noch ferner bewußt bleiben und wenn wir unser Leben künftig vernünftiger zu gestalten bestrebt sind, so verdanken wir diese Anregung Ihnen!“ — — Bei solchen herzlichen Worten röthete sich mein Gesicht vor innerem Vergnügen und ich habe in der Freude allen auf das festeste versprochen, sie in ihrer Heimat gelegentlich zu besuchen! — — Ade! Ade! — —

12. Juli.

Wachdienst! — Die niedrige Stube ist mit Rauch angefüllt. Fast jeder traktirt seine Peise. An dem primitiven Tisch, zum schnellen Heraustreten vorbereitet, sitzen einige und spielen Karten; sie wissen die Zeit nicht besser auszunützen. Ich hocke im Winkel und schreibe in mein Notizbuch. — — Nach einem zweistündigen Spaziergang draußen vor der Stadt in menschenleerer Gegend während der Nacht ist selbst auch diese gesundheitswidrige Atmosphäre und dieses wallenstein'sche Lagerleben eine Wohlthat. — — Ich hatte vor dem Schießhaus Wache zu halten, d. h. ein paar alte Kanonen und einen Berg schwerer Bomben zu beaufsichtigen, wahrscheinlich, daß sie nicht davontiefen. — Aber sie machten dazu keine Miene, so oft ich auch ihnen zum Fortlaufen Gelegenheit gab. — Sie blieben stumm und regungslos. —

Desto gesprächiger war meine Seele und desto lebendiger meine Phantasie: Da steht ihr, ihr alten verrosteten Zeugen alter Zeit, einstmals bestimmt gewesen, Verderben unter die Menschheit zu senden, manches hoffnungsvolle Menschenleben, auf dessen Entwicklung Zeit, Geld, Liebe und Güte in unendlicher Geduld verwendet worden war, auf immer zu vernichten. Zu welchem Zweck bist du, einft die Civilisation mächtig förderndes Erz bestimmt? — — — In meine Ohren klingt das Schlachtgetöse und donnernd schleudert der Kanonenmund seine ehernen Bolzen; Gewehre knattern ringsum; Weiber, Greise und Kinder schreien auf; die Stätten des Friedens und die kostbaren Früchte emsigen Fleißes stürzen zusammen, mit ihren Trümmern Unschuldbige zermalmend; der Erdboden dröhnt unter dem Hufschlage blutig-gespornter Rosse; von allen Seiten stürzen wildblickende Krieger mit bluttriefenden Bajonetten heran, Vernichtung hinter sich zurücklassend. — — — Bald hat meine Seele übergenug an dem furchtbaren Schauspiel und wendet sich zu anderen Gedanken. — Große Ziele, große Ideen, hörte ich darnach eine Stimme in meinem Innern reden, verlangen Blut auf ihrem Siegeszuge. Da wird der einzelne nicht gefragt, ob seine Seele schmerzt, ob sein Körper in Wunden klast und er sterbend der wohlgezielten Kugel flucht. — — Da gilt es ihm, die höchsten Güter des Lebens, die Freiheit und die Scholle, die da sein ist, bis auf den letzten Blutstropfen vertheidigen und würdig, wenn es sein muß, zu sterben, als ein Held! So vertheidigte Armin sein Vaterland gegen die Römer, so starb Körner im Kampfe gegen den Welt-herrschaftserstreber und unsere Sympathie wohnt unwandelbar bei diesen Helden mit kühner Stirn und festem Arm! — — — So sprach die Stimme meiner ersten Jugend, die nicht nach Motiven fragte, und nur die Dinge sah, wie sie sich zeigten von außen; nur das Große und Edle sah und für das Schlimme und Schlechte kein Organ hatte.

13. Juli.

Wie doch oftmals etwas längst und scheinbar auf immer Vergessenes wieder der Erinnerung zurückgeführt wird! Ich erinnere mich eben eines Mythos, in welchem ein Ungeheuer beschrieben war, das einst eine den Menschen feindliche Macht auf die Erde gesetzt hatte. — Ich hatte damals beim Lesen dieser

Geschichte den Kopf geschüttelt und zuletzt über das Unwahrscheinliche des vorgestellten Inhaltes mit Unwillen das Buch in einen Winkel geworfen! — Aber die Erzählung hatte meine Phantasie lange gefangen gehalten und lebhaft beschäftigt, bis endlich die Zeit, die alles Ausgleichende, die schroffen Konturen zu verwischen und das ganze Bild wieder zu verblaffen begann. — Merkwürdig! — Als hätte ich erst eben die Historie gelesen, so steht das Ganze wieder vor meiner Seele.

Meschia, der Sohn des Gottes Ormuzd, hatte sich gegen Ahriman, den Gott alles Bösen, vergangen. Aus Rache sandte dieser auf die Erde ein erschreckendes Riesenungeheuer; die Füße desselben waren denen einer Spinne im Umfassen ähnlich; der Leib war beweglich wie der einer Schlange, und der Kopf, aus dessen Munde eine Reihe großer spitzer Zähne hervorglänzte, trug ein paar funkelnde Augen. Aus jeder Miene des Gesichtes sprach die Gier nach Blut. — Unerfättlich war das Ungeheuer. Bei seinem Nahen erzitterten Thiere und Menschen. Mitten in ihren friedlichen Geschäften überfiel es vernichtend die Erdbewohner. Es fraß die Ernten von den Feldern, trieb die Herden auf den Wiesen und Bergen vor sich her nach seiner Höhle und erfüllte mit seinem Wuthgebrüll die Welt. Um Frieden mit dem Anthier zu schließen, versammelte sich die leidende Menschheit zu einer Berathung. Wohl gab manch kluger Mann einen weisen Rath, aber das Ungeheuer mißachtete dessen, denn Ahriman ist sein Berather, und erst als man jährlich tausend der schönsten und kräftigsten Jünglinge als Opfer zu geben versprach, zeigte es sich willfähriger! — „Das Opfer ist klein,“ sagte es, „aber ich nehme den Vorschlag an. Wenn ich mehr der Jünglinge bedarf, werde ich ihrer begehren!“ Und so geschah es auch. Zuweilen forderte es selbst die doppelte Zahl der Opfer und ob dann auch der Unwille der Menschheit groß war und das Schmerzgeschrei der Mütter und Väter die Wälder und Wohnungen erfüllte, dem Gebot mußte entsprochen werden. Der Gott des Bösen hielt seine Hand ausgestreckt über die ganze Welt! — Soweit der Mythos. — Der Erzähler hatte hinzugefügt, daß noch keiner es vermocht hätte, das Ungeheuer zu tödten und daß der Held erst noch geboren werden müsse, den ein göttliches Geschick berufen habe, diese befreiende That zu vollführen. (Fortsetzung folgt.)

An der Wiege des Christenthums.

Kulturhistorische Skizze von G. Lübeck.

(Schluß.)

Alles, was diese Erleuchteten ans Leben kettete, ist abgestreift, die Außenwelt mit ihren zahlreichen Lebensverbindungen existirt für sie nicht mehr. Die Ehe ist absolut verboten. Sie fühlen sich dem Leben überhaupt schon entrückt; ein Hauch des Göttlichen hat auf die Verbindung sich gesetzt.

Man steht der Gottheit ganz nahe, man sieht den Himmel offen, Geister und Engel herniedersteigen. Man verkehrt mit ihnen, spricht mit ihnen, von früh bis spät. Man betet Tag und Nacht und fleht die Gottheit an, den Selbstvernichtungsprozeß, der schon zu lange währt, zu vollenden, die Pforten des Kerkers zu sprengen, die Seele frei zu machen und sie mit der unsagbaren exträumten Weltgottheit zu vereinigen.

Kein Schlummer erquickt diese Menschen auf ihrem nächtlichen Lager; die phantastischen Gestalten, die sie sich gebildet, weichen auch Nachts nicht von ihnen. Ihr himmlischer Glanz, die Herrlichkeit ihrer Erscheinungen verdoppeln sich; sie werden deutlicher, greifbarer. Es ist ein Zustand, der vom Wahnsinn sich kaum noch unterscheidet.

Wir wollen Ausnahmen gestatten, einzelne Denker zugeben, die sich von dem Wahnsinnstaukel frei halten, im übrigen aber düstere, thatenlose Pessimisten sind.

Erweitern wir das Bild! Denken wir uns zu dem idealen Kreise, den wir soeben gesehen, ein von gleichem Streben bejeeltes Volk.

Mit dem Platzgreifen der alexandrinischen Gottes- und Lebensanschauung muß ein eisiger Hauch die Gesellschaft berühren, allen Fortschritt lähmen, alle Kulturkeime tödten, alle Freude, alles menschliche Glück erstarren.

Was für Menschen zeigen sich uns! Blasse, hinfällige Gestalten, deren Lebensmuth und Lebenskraft mit jeder neuen Genera-

tion, soweit überhaupt noch an Zuwachs zu denken ist, immer mehr dahinschwindet. Die Gesellschaft lichtet sich, Krankheit und Siechthum zerfleischen sie, die Geisteskrankheiten werden häufiger und als eine nothwendige Folge dieses Himmelreichs auf Erden ergibt sich die vollständige Entartung des menschlichen Geschlechts.

Vielsache Uebereinstimmungen zwischen den Essäern, Therapeuten und den Urchristen sind nachzuweisen.

Verzicht auf alle Güter, auf alle Genüsse des Lebens. Haus und Hof, Weib und Kind soll man im Stiche lassen, alles, was dem Menschen im Gesellschaftsverbande lieb und theuer ist. Das Ziel ist der Himmel, die Vereinigung mit der Weltgottheit. Dieses Ziel zu erreichen, wird Entsigung, wird Verleugnung der menschlichen Natur, das Dulden aller Lasten und Beschwerden, ein Sterben und — kein Leben gefordert.

Jesus von Nazareth kämpfte gegen den Reichthum, aber nicht bloß gegen diesen, sondern überhaupt gegen die Sinnlichkeit an. Er fordert Wahrheit im gegenseitigen Verkehr und die Bethätigung der Nächstenliebe. Er befiehlt, die Obrigkeit zu ehren, dem Kaiser zu geben, was des Kaisers und Gott, was Gottes ist. Wer Blut vergießt, daß Blut soll wieder vergossen werden.

Jesus von Nazareth theilt mit den Essäern die Moral. Er wendet sich wie sie mit Freundlichkeit und Liebe zu den Kindern, zieht im Lande umher, heilt wie sie Kranke und übt Werke der Nächstenliebe. Er lebt mit seinen Jüngern in kommunistischem Verbande, er theilt mit ihnen, was er besitzt und nimmt von ihnen, was er zum Leben bedarf. Gemeinsam, überaus einfach ist die Mahlzeit, gemeinsam die ganze Lebensweise, und wenn man alle diese Momente, die sich beiläufig noch nach den verschiedensten Richtungen hin ergänzen ließen, reiflich erwägt, so ergibt sich, daß Jesus den Essäern und Therapeuten sehr nahe

gestanden, wenigstens vieles aus ihren Lehren beherzigt hat. Ragt doch auch der Gott, den er predigt, weit über den jüdischen Nationalgott hinweg.

Ein „innerlich geistig Ding“ ist nach der Definition des durch den Lichtstrahl beleuchteten Apostels die christliche Freiheit. Sie bedeutet eine Befreiung von der Sinnlichkeit, von den Anforderungen und Verlockungen des Fleisches, eine Freiheit von der Verdammnis, in die das sinnliche Leben verfällt.

Die nächste Weiterentwicklung des Christenthums bewegt sich also ganz auf essäischer Basis. Die ersten Jahrhunderte zeigen uns die christlichen Gemeinden fast durchweg in einer der essäischen nachgebildeten Organisation.

Aber schon damals erwies das Fleisch sich mächtiger, als das, was man Geist nennt. Alle Versuche, für die christliche Askese das Volk zu gewinnen, erwiesen sich als fruchtlos, das Volk wollte leben und genießen, nicht entsagen und sterben, und selbst die christlichen Mönche und Nonnen, welche in die Fußstapfen der Essäer und Therapeuten traten, fanden meist das Himmelreich auf Erden, das ihre Vorgänger genossen, äußerst fade, sie zogen Wein, Kuchen und Braten der essäischen-therapeutischen Brot- und Wasserkost vor. Und wie sie über den geschlechtlichen Verkehr dachten, das ist satzungsbekannt, das bedarf keiner Erwähnung.

Also nicht einmal im Kreise derjenigen, die berufen waren, das Christenthum fortzuführen und es zu stützen, vermochte die asketische Richtung desselben sonderlichen Anklang zu finden. Hier war die christliche Freiheit denn doch ein ganz ander Ding, als der strenge Apostel sie aufgefaßt. Der großen Masse des Volkes dagegen wurde sie stets in ursprünglicher Form aufgefischt.

Wer kann es aber leugnen, daß überall dort, wo das mönchliche Christenthum tiefe Wurzeln schlug und zur Blüthe gelangte, seine erstarrenden und erstidenden Wirkungen sich gezeigt haben und daß umgekehrt überall, wo das Volk der Seelenrettung sich einigermaßen zu entziehen verstand, frisches, fortschrittliches Leben Platz griff und der stöckende Kulturstrom neue Bahnen fand.

Sollen wir geschichtliche Fakta sprechen lassen? Wir glauben, es ist nicht nöthig, zeigen doch noch heute stockkatholische Länder das Bild völliger Erstarrung des kulturellen Lebens.

Es sei hier nicht vergessen, daß die kirchliche Organisation

dem sündhaften Fleische auch insofern Rechnung trug, als sie dem selbstüchtigen, lieblosen Egoismus, dem schärfsten Gegensatz zur christlichen Brüderlichkeit schließlich zur Stütze wurde und wirtschaftliche Zustände aufkommen ließ, die wie ein erstidender Alp auf der menschlichen Gesellschaft lasten mußten. Wie aber erklärt sich der Siegeszug, den das Christenthum genommen? Es ist wesentlich in Zugeständnissen zu suchen, die der sinnlichen Welt gemacht wurden, in der Idee der Brüderlichkeit, der allgemeinen Gotteskindschaft und der essäischen Moral — nicht aber im Abwenden von der Welt, in der Verleugnung aller menschlichen Triebe, die gleichzeitig das Essäerthum der Menschheit zur Pflicht machte.

Die Reformation, jener verzweifelte Aufschrei des durch die Geistesstreiter mißhandelten „Fleisches“, welcher nach leidenschaftlichem Ringkampfe dazu führte, ein wenig Licht und Luft in die Christenheit zu führen, hat an diesen Zuständen nichts geändert, wohl auch nichts zu ändern vermocht. Auch sie trat in den Dienst des herrschenden Egoismus, erhob wenigstens ihm gegenüber nicht kräftig genug ihre Stimme, und zeigte sich bei allen Freiheitsbestrebungen stets konservativ. Die christlichen Brüder (Bauern und Wiedertäufer), die den Begriff der „christlichen Freiheit“ etwas christlicher auffaßten, fanden auch im Protestantismus ihren unverzöhnlichen Gegner.

Wir haben das Christenthum an seinen Quellen kennen gelernt und die religiöse Richtung, welche auf der jüdisch-alexandrinischen Philosophie fußt, als durchaus kulturfeindlich gefunden. Wir sahen ferner die Menschen im allgemeinen gegen die Lehre vom Verzicht auf die Annehmlichkeiten und Genüsse des Lebens sich auflehnen, und alle Versuche der Kirche, den die Existenz der Gesellschaft bedrohenden Lehren Eingang beim Volke zu verschaffen, scheitern. Die Reformation erschien uns als ein erster Protest gegen diese Richtung; die Spaltung der protestantischen Kirche in Orthodoxe und Reformirte ist eine weitere Freiheitsregung des gegen jeden Despotismus des ihm angeblichen gegensätzlichen Geistes ankämpfenden „Fleisches“. Und die Fortschritte der Wissenschaften in den letzten anderthalb Jahrhunderten dürfen uns als die sicheren Vorboten des Sieges gelten, welchen das Diesseits mit seinen naturberechtigten Trieben und Anforderungen erkämpfen wird über die naturwidrigen Annahmen der jahrtausendealten Lehre von der Wichtigkeit des körperlichen Seins.

Dem Schicksal abgerungen.

Novelle von Rudolf von B.....

(Fortsetzung.)

Bei diesen Worten hatte sich der amerikanische Schulmeister dem langen Joseph soviel als möglich genähert, und mit leiserer Stimme, sodaß es nur der verstehen konnte, mit dem er redete, sprach er weiter:

„Daß Ihr dem Zeitungsschreiber auch eins auswaschen wollt, kann ich Euch nicht im geringsten verdenken. Ich kenne diese nichtswürdige Menschenorte aus Erfahrung und weiß, daß solche Kerle eine Tracht Hiebe immer verdienen. Also nur immer drauf, wenn's denn mal sein muß und Ihr ihn erst habt, — aber ich wiederhole Euch, ein Esel ist, wer sich erwaschen läßt.“

„Na, verlaßt Euch drauf, Schulmeister, so'n Esel bin ich nicht. Und, unter uns gesagt, wenn Ihr heut noch wo en Hahn krähen hört, so einen mit em hübschen rothen Kamm, versteht Ihr, — wenn der Regen mir nicht etwa den Spaß verdirbt, — dann denkt an mich, aber ganz im stillen, Schulmeister, das will ich Euch gerathen haben!“

Herr Hampel schnitt ein möglichst unschuldig-dummes Gesicht.

„Ich versteh' Euch absolut nicht, Langer, aber was geh't es auch mich an. Ihr seid Manns genug, daß man Euch Eure eigenen Wege gehen läßt.“ Er schien von dem Thema genug zu haben. „Ein insam schlechter Weg,“ sagte er. „Man bleibt ja fast im Schmutze stecken. Und dabei das nichtsnutzige, steile Bergaufklettern. S ist, so robust wie ich bin, bald nicht mehr zum Fortkommen. Und wenn der Regen wenigstens aufhörte! Na, wir sind hoffentlich recht bald in dem langenwieser Wirthshause. Da muß ich en Viertelstündchen ruhen und dann einen Brief schreiben. Ich muß auch nach B. telegraphiren, damit mir mein Bankier Geld schickt. Zur Telegraphenstation wird man doch jemanden schicken können?“

„Wir kommen so ziemlich dran vorbei,“ antwortete einer aus dem Haufen. „Etwa eine Stunde hinter Langenwiese, wir mögen gehen, wohin wir wollen.“

„Nun also drauf los, ihr Leute. Ich denke, wir haben uns heute schon eine tüchtige Portion Schnaps verdient. Na 's soll daran nicht fehlen, aber Arbeit gib't's heut erst recht noch.“

„Wollen's schon machen,“ schrien etliche, die von dem entsetzlichen Wetter erst so recht in verzweifelte Stimmung gebracht worden zu sein schienen. „Jetzt ist's nu 'mal losgegangen und der Himmel hilft uns; was wir nicht thun, thut der, wenn's so weiter gießt.“

* * *

Um zehn Uhr morgens am selben Tage hatte Fritz Lauter schon eine von seiner gewohnten Arbeit sehr abweichende Thätigkeit entfaltet. Wir waren noch zugegen, als Willisch dem Drängen seines jungen Gastes nachgab und zu sofortiger Ausfahrt aufspannen ließ. Das Aufspannen war rasch geschehen; ebenso rasch stand Fritz mit seinem Onkel zur Abfahrt fertig in der Haus Thür. Bei dem Hausherrn dauerte die Ausrüstung nur wenige Minuten länger, obgleich dieser es an einer Menge ungewöhnlicher Vorbereitungen nicht hatte fehlen lassen. Von seinen Waffen, die er in den letzten Tagen so besonders liebgewonnen zu haben schien, brachte er einen ganzen Arm voll mit. Davon hatte er für sich einen prachtvollen doppelläufigen Lefaucheur und einen Revolver bestimmt, während er Fritz Lauter gleichfalls mit einem Revolver und den alten Kantor mit einem alten Doppelterzerol bedenken wollte. Fritz Lauter lächelte finster und nahm, ohne ein Wort zu sagen, den Revolver. Der Kantor aber versicherte,

daß ihm eine solche Waffe, wie überhaupt jede Waffe, nicht das mindeste nütze, da er mit so gefährlichen Sachen nie in seinem Leben habe umgehen lernen, und eine Pistole in seiner Hand würde sicherlich seiner nächsten Umgebung gefährlicher, als einem Feinde.

„Meinetwegen,“ brummte Willisch. „Dann kriegen Sie aber wenigstens einen Säbel und einen Todschläger, damit umzugehen wird Ihnen vielleicht die Noth lernen. Und Ihr Terzerol kriegt der Johann, denn ich als Kutscher mitnehme.“

Beim Besteigen des Wagens kam eine neue Meinungsverschiedenheit zum Vorschein, Willisch schob zuerst den Kantor in den geschlossenen Wagen, welchen er zu dem Ausfluge gewählt hatte. Dann winkte er Friß Lauter, seinem Onkel nachzufolgen.

„Ich danke, Herr Willisch,“ entgegnete jedoch Friß. „Mir ist heut zu warm, trotz des unfreundlichen Wetters, um drinnen in der geschlossenen Kutsche sitzen zu können. Ich setze mich auf den Bod.“

„So? Na, dann sitzen drei auf dem Kutscherbock, wo eigentlich bloß einer hingehört, und inwendig sitzt der eine Kantor auf vier Plätzen.“

„Wieso drei, Herr Willisch?“

„Glauben Sie, daß ich drin stecken will, wo ich keinen Augenblick weiß, ob uns nicht irgend welches Gesindel mit Knütteln oder sonstwas über den Hals kommt?“

„So nehmen Sie Ihren Johann nicht mit.“

„Den werden wir brauchen, den Johann und den Hassan. Das sind ein paar stramme Kerle, die sich vor dem Teufel nicht fürchten, und beide sind mir treu und werden in der ganzen Gegend gefürchtet, der Knecht und der Hund, der eine wegen seiner Bärenhäute, der andere wegen seiner Bärenzähne. Da ließ ich viel lieber Sie und den Herrn Kantor zuhause.“

Friß Lauter suchte die Achseln. Der Kantor aber beeilte sich, zu versichern, daß er heut, komme, was da wolle, seinen Neffen nicht verlassen werde. Könne er ihm und dem Herrn Willisch auch weder mit den Fäusten noch gar mit seiner Waffenfähigkeit nützen, so doch hoffentlich mit seinem Rath und seiner Beliebtheit bei den im Grunde braven, wenn auch zum Theil durch Noth und mangelhafte Gemüths- und Geistesbildung verwilderten Gebirgsleuten.

Friß Lauter, der heute seine fast schüchterne Zurückhaltung, wie er sie sonst an den Tag zu legen pflegte, ganz eingebüßt zu haben schien, war inzwischen auf den Kutschbock gestiegen und hatte sich in dessen linke Ecke gedrückt.

„Johann!“ rief Willisch.

Der Johann erschien, in einen mächtigen Flauch eingehüllt, wie die andern, völlig reisefertig.

„Holte dem Herrn Lauter meinen alten Regenmantel.“ —

„Der Regenmantel“, wandte sich Willisch an Friß, „sieht nicht grade mehr schön aus, aber seinen Zweck erfüllt er wie zuvor. Wenn Sie da oben sitzen, müssen Sie so'n Ding haben, das ist meine Bedingung.“

Friß Lauter nickte. Er schien vollauf mit seinen Gedanken zu thun zu haben und sich um Kleinigkeiten nicht einen Augenblick kümmern zu wollen.

Bald waren sie nun mit allen Vorbereitungen fertig. Willisch kommandirte mit vernünftigem Grinsen seinen Johann in den Innenraum des Wagens. Der war auf das äußerste verblüfft und rührte sich nicht von der Stelle.

„In den Wagen,“ sagte er, „zum Herrn Kantor? Aee, gnädiger Herr, da lassen Sie mich lieber nachlaufen, das würd' mich scheniren und dem Herrn Kantor wär' ich auch lästig.“

Dabei blieb er auch, trotzdem der Kantor seine freundliche Einladung mit Willisch's Befehle vereinigte.

„Nu, meinetwegen,“ meinte Willisch. „Da gib'ts nur noch eins, der Johann muß auf's Berdeck, das ist fest genug dazu, und damit er da oben eine Figur macht, wie sich's in unseren Kriegsverhältnissen gehört, kriegt er die alte Flinte in den Arm, welche noch hinterm Schrank in der Vorderkammer steht, — aber nu fix, Johann.“

Mit diesem Posten war der Johann zufrieden. Er holte sich die Flinte und kletterte schmunzelnd auf das Berdeck der alten, massiv gebauten Landkutsche. Willisch schwang sich auf den Bod, und mit einem Festgelesen, „Johann!“ ging's davon, daß auf der schlechten Pflasterung der Dorfstraße, trotz des immer noch ununterbrochen wie in Bächen vom Himmel herabströmenden Regens die Funken unter den Hufen der Pferde hervorstoben.

Willisch's Pferde waren stark und die Landstraße außerhalb Klein-Feldaus trefflich chauffirt. Daher brauchte die Geschwindigkeit der Fahrt bis zur Telegraphenstation nicht verringert zu werden. Im Handumdrehen schier hatten sie die Station erreicht.

Und ebenso rasch war Friß Lauter mit seinem Geschäfte auf der Station fertig.

Was er telegraphiren wollte, hatte er sich längst Wort für Wort in Gedanken zurechtgelegt. Kurz, aber inhaltschwer, meldete die erste Depesche:

„Tageskorrespondent P. Heut um Sonnenaufgang überfielen tausende von hochberger Bergleuten die Italiener am Perlebiadukt. Italiener unter Blutvergießen nach allen Richtungen zersprengt. Noch größeres Unheil nur zu verhüten durch vorichtigstes, humanstes Einschreiten, indem man dem Gebirgsvolke sofort Arbeit schafft und durch die telegraphisch zu benachrichtigenden Behörden ankündigt; ebenso thut kräftige Unterstützung noth, in größtem Maßstabe, wie im Winter, da gleichzeitig furchtbare Ueberschwemmung droht. Morgens gegen 9 Uhr auf der Fahrt nach dem Perlebiadukt. Lauter. — Weisung nach Telegraphenstation Waltersdorf restante.“

Die Depesche mußte um 9 Uhr in P. sein und konnte Schlag zehn Uhr durch Extrablatt in der Stadt Verbreitung finden.

Das zweite Telegramm war an Herrn Mstter gerichtet und lautete: „Italiener vom Perlebiadukt durch tausende von Bergleuten blutig vertrieben. Eisenbahnbau auf allen Strecken in höchster Gefahr. Dabei verwüstende Ueberschwemmung unvermeidlich. Erlaube mir vorzuschlagen, durch sofortiges Zusammentreten des Hülfscomite's vom Winter dringlich nothwendige Vorbereitung zur Rettung aus Wassergefahr und Unterstützung der Beschädigten zu treffen und gleichzeitig Arbeitsgewährung für alle Bedürftigen definitiv anzukündigen — telegraphisch noch heut. Lauter.“

Und die dritte Depesche war an den alten Herrn Klose gerichtet, meldete ihm gleichfalls das bereits hereingebrochene Unglück wie das drohende, gab Kunde von den beiden anderen Telegrammen und verlangte im Sinne der darin enthaltenen Forderungen des alten Herrn Unterstützung und die Handtas, welche persönlich zu benachrichtigen — ohne alle Verheimlichung wie Verdunklung des Sachverhalts — er seinen alten Gönner auf das dringendste bat.

In fliegender Hast hatte er die Depeschen aufs Papier geworfen, in nicht minderer Hast schwang er sich wieder auf den Kutschbock des Wagens, den seine Fahrtgenossen garnicht erst verlassen hatten.

„Hier, dicht bei Waltersdorf, wohnt der Landesälteste Freiherr von Bergen-Felsed?“ fragte er.

„Freilich, wohnt der hier. Fünf Minuten sind's bis zu seinem Schlosse,“ antwortete Willisch; und spöttisch fügte er hinzu: „Sie wollen wohl nach der Anstrengung mit dem Telegraphiren Sich bei dem zum Frühstück einladen?“

Friß Lauter beachtete den Spott nicht, mit einem Blick auf die große Felsflache, die Willisch noch in der Hand hielt, nachdem er sie dem Kantor kredenz und in welcher er sich alten Jamaicarum, „zur Herzstärkung für alle Fälle,“ wie er sagte, mitgenommen hatte, erwiderte er ruhig:

„Ich glaube, vorläufig noch Dringliches und Besseres zu thun zu haben, als zu frühstücken. Und nur das, was ich zu thun für Pflicht halte, führt mich zum Landesältesten. Also — wenn ich Sie bitten darf, Herr Willisch.“

Willisch schaute seinen jungen Gast verwundert an. So wie er jetzt sprach, hatte er ihn noch nie sprechen hören. Es kam ihm überhaupt vor, als sei mit Friß Lauter in den letzten Tagen, und besonders in den letzten Stunden, eine merkwürdige und höchst auffällige Veränderung vorgegangen. Er sprach so bestimmt, der Ausdruck seines Gesichts war so fest, obgleich die finsternen Schatten, in denen der tiefe Eindruck der Nachricht von dem verhängnißvollen Zusammenstoß der Bergleute mit den fremden Arbeitern zutage getreten war, einigermaßen verblichen und dem Schimmer jener Zuversicht gewichen waren, welcher energische und selbstbewußte Naturen allezeit angesichts auch der schlimmsten Schwierigkeiten und Gefahren überkommt und kräftigt, sobald sie den Entschluß, zu handeln, gefaßt und die Wege, welche ihr Thun einzuschlagen hat, erkannt haben.

Willisch nickte befriedigt. Menschen, die so den Fährnissen des Lebens ins Augen schauten, so zu sprechen im Stande waren, so selbstgewiß zu handeln wußten, hatte er immer gern gehabt, und daß er jetzt einen solchen Menschen in seinem Gastfreunde fand, dem jungen Manne, der aus ebenso ärmlichen Verhältnissen

hervorgegangen war, als er, der noch nie im Leben eine selbständige oder gar verantwortliche Stellung eingenommen hatte; das freute ihn umso mehr, das imponierte ihm gewaltig.

„Gut,“ sagte er. „Seit ich weiß, daß der hochberger Kravall trotz des schauerhaften Wetters doch ausgebrochen ist, und seit mir's auch so vorkommen will, als ob uns das Wasser doch nicht blos bis an die Stiefelsohlen, sondern wahrscheinlich bis an den Kragen gehen wird, — seitdem bin ich mit meinem bischen Latein fertig; Ihr's scheint nu aber grade erst loszugehen. Drum laß' ich in Gottesnamen Ihnen die Führung von der Kolonne, und wenn's meinetwegen mitten in die hochberger Todschläger hineingeht oder ins Wasser, wo's am tiefsten ist. Also fort — zum Landesältesten.“

„Zum Landesältesten?“ Der Kantor hatte die letzten Worte gehört und steckte erschrocken den Kopf zum Wagenfenster heraus. „Ja, aber Fritz, willst du zum Landesältesten?“

„Gewiß, Onkel. Der Freiherr von Felsed ist nach deinen und des Herrn Willisch Mittheilungen und nach dem, was ich selber erfahren, der einflussreichste Mann im ganzen Gebirge. Er ist angesehen bei allen Behörden und auch hochgeachtet beim Volke, der einzige von der großen Aristokratie, auf den das Volk noch etwas hält und der noch die Herren von der Regierung vor Uebereilungen bewahren kann, wenn er will. Und damit er wolle, werde ich ihm vortragen, was ich über die Sachlage denke.“

Dem guten Kantor blieb der Mund offenstehen vor Bewunderung und Entsetzen. Er hatte zwar auch in der jüngsten Zeit riesigen Respekt bekommen vor seinem Neffen, aber daß er zu mir nichts dir nichts zu einem großen Herrn wollte, zu dem Freiherrn von Bergen, dem Patriarchen von Felsed, wie dieser in der sogenannten besseren Gesellschaft am liebsten genannt wurde, zu dem Manne, vor dem der Kantor stets mit dem Hut in der Hand in verehrungsvoller Bescheidenheit zur Seite trat, wenn er ihm einmal auf der Landstraße begegnete, das erschien ihm denn doch als eine unerhörte Berwegenheit.

„Fritz, Fritz,“ rief er, „ich bitte dich, was willst du bei dem vornehmen Herrn? An solche Herrschaften wagt sich unsereiner am besten nicht heran. Er wird es schon für eine heillose Ungezogenheit betrachten, wenn du dich bei ihm nur melden läßt.“

„Wollen sehen, Onkel; ich thue nichts, was ich nicht für meine Pflicht halte.“

Um den Einwurf des Kantors hatte sich Willisch nicht gekümmert. Er war mit seinem Entschlusse fertig; er hatte sich Fritz Lauters Kommando freiwillig untergeordnet, nun that er, was dieser von ihm verlangte, grade wie zu seiner Dienstmannszeit, wo er für jeden, der ihm einen Thaler zu verdienen gab, blindlings durch's Feuer gelaufen wäre.

(Fortsetzung folgt.)

Ameisen als intelligente Honig- und Zuckerräuber. Unsere höheren Pflanzen sondern in ihren Blüten Honig ab, weil dadurch Insekten zum Besuch veranlaßt werden und hierbei die Fremdbestäubung von Blüthe zu Blüthe vollzogen und die Bildung kräftiger Samen zu Stande gebracht wird. Die meisten Blüten, welche vorwiegend auf Fremdbestäubung angewiesen sind, haben sich den fliegenden Insekten, als den nützlichsten Besuchern, angepaßt. Hierher gehören hauptsächlich die Bienen, Hummeln, auch manche Fliegen, Wespen und namentlich die Schmetterlinge, welche fast ausschließlich auf den Göttertrank „Nectar“ der Blütenwelt angewiesen sind. Aber es gibt auch andere Insekten als die fliegenden, welche den Honig der Blumen lieben und ihm gelegentlich nachstellen, ohne daß sie dabei die Fremdbestäubung vermitteln, wodurch für die Pflanze der Nutzen des Honigabsondners verloren geht. Man nennt solche Honigräuber ganz paßend „unberufene Gäste!“ Nun haben sich die meisten Blütenpflanzen vor solch unberufenen kriechenden Gästen zu schützen versucht durch Anbringung von Schutzwehren im Bereich der Blüthe, Schutzwehren gegen kriechende Honigräuber. Zu letzteren gehören in erster Linie die Ameisen. Prof. A. Kerner hat in seiner prächtigen Arbeit über „die Schutzmittel der Blüten gegen unberufene Gäste“ in geistreicher Weise gezeigt, wie die honigabsondernen Blütenpflanzen sich gegen die zudringlichen Ameisen und anderes Kriechthier zu schützen verstanden. Bei diesem Anlaß theilt er einige Anekdoten mit, welche recht drastisch die Intelligenz der Ameisen ins Licht stellen und uns geeignet erscheinen, in den Kreisen der Hauswirthinnen manch' Stück zähen Aberglaubens zu beseitigen. Es ist ja bekannt, daß unsere Hausfrauen nicht selten mit dem Draht vor uns treten, daß in der Vorrathskammer gedörrtes Obst und eingemachte Früchte tutti quanti „lebendig“ geworden sei, indem sich alles, alles in Ameisen verwandelt habe. Dabei wollen uns die Liebenswürdigen mit ihrer Naivität im Naturerkennen alles Ernstes glauben machen, daß im „Honighäfer“ der Honig ohne weiteres, d. h. aus sich selbst, aus freiem Bildungstrieb zu Ameisen geworden sei. Der Naturforscher belächelt solch kindliche Weisheit; denn er weiß die Sache besser. Bis jetzt blieb der Satz unangefochten: „Alle Lebewesen unserer Zeit entstehen nur durch mütterliche Zeugung“, was auf den vorliegenden Fall angewendet so viel heißt als: wo Ameisen in einem Behältnisse entdeckt werden, da sind sie von außen hereingekommen. — Nun zur Illustration die beiden Anekdoten: In dem Erdgeschosse eines Hauses, das unmittelbar an den Garten grenzt, wurden getrocknete Birnen aufbewahrt, zu welchen sich die Ameisen des Gartens alsbald einen Weg ausfindig machten. Da man sich der ungeborenen Gäste im Erdgeschosse nicht zu erwehren vermochte, übertrug man die Birnen in ein Gemach im zweiten Stockwerke. Aber schon am andern Tage waren auch hier die Birnen von denselben Ameisen belagert, und als man nachspürte, wie sie in das zweite Stockwerk gelangt sein mochten, ergab sich, daß sie den Draht eines Glodenzuges, welcher von dem Garten in das zweite Stockwerk führte und an dem Fenster jenes Gemaches vorbeigeleitet war, als Weg ausfindig gemacht hatten, um zu den getrockneten Birnen zu gelangen. Gredler in Bozen theilt folgenden Fall mit: einer seiner Kollegen legte seit Monaten einem Ameisenzuge, welcher vom Garten zum Zimmerfenster des an den Garten stoßenden Gebäudes regelmäßige Prozedionen unterhielt, auf dem Gesimse zerstoßenen Zucker vor. Er kam nun auf den Einfall, den gestoßenen Zucker in ein Gefäß zu geben, welches er an einem Faden am Querbalken des Fensterkreuzes befestigte, und damit die bisher gezeigten Pfleglinge auch vom höher gehängten Broddorbe Kunde

nähmen, wurde eine Anzahl von Individuen desselben Ameisenzuges hineingegeben. Diese geschäftigen Geschöpfe saßten nunmehr ihre Zuckerkrümmchen an, fanden alsbald den einzigen Verbindungsweg, den Faden hinan, über den Querbalken und den Fensterahmen herab und standen jetzt bei den Ihrigen wieder auf dem Gesimse, um von hier die gewohnte Passage über das hohe Gemäuer, hinab bis zur Gartenkolonie fortzusetzen. Nicht lange, so war auch der Zug auf der neuen Strecke vom Fenstergesimse über den Fensterahmen, Querbalken und Faden zur Zuckerniederlage organisiert und so gings ein paar Tage fort, ohne etwas neues zu bieten. Doch eines Morgens hielt der Ameisenzug an der alten Stelle an und holte dort, nämlich wieder vom Fenstergesimse weg, seine Kolonialwaaren. Kein Stück passirte mehr die Strecke von hier zum aufgehängten Zuckergefäße. Dies war doch nicht leer geworden? Nichts von dem: aber ein Duzend Kerle arbeiteten rüstig und unverdrossen im Gefäße droben, trugen die Krümchen nunmehr blos an den Rand desselben und warfen sie ihren Kameraden hinab auf das Fenstergesimse, das ihr kurzichtiges Auge doch gar nicht wahrnehmen konnte! Das ist doch offenbar der Ausdruck einer intelligenten Berechnung, die einer wohlorganisirten menschlichen Diebesbande alle Ehre machen würde. Nun haben wir es hier aber blos mit Ameisen zu thun, denen der kurzichtige menschliche Witz so gerne alle Weisheit abspricht, weil es ja nur „Thiere“ seien. — Ja, die Ameisen möchten sich für die ausgestellte „Fähigkeitsnote“ höflichst bedanken, wenn sie drum wüßten, wie niedrig wir ihren Intellekt anschlagen. So aber begnügen sie sich, unseren Hausfrauen dann und wann eine Nase zu drehen, indem sie sich Wege bahnen durch Rissen und Spalten bis zum Honigtöpfe, den sie vollständig plündern. Wie gut diese Thiere jede zuderhaltige Flüssigkeit zu wittern verstehen, erfelt aus der That-sache, daß die Ameisen sich überall einzufinden wissen, wo Blattläuse auf lebenden Pflanzen vorkommen. Letztere Thiere sondern nämlich aus gewissen Organen einen zuderhaltigen Saft ab, den die Ameisen gierig ausbeuten; ja es hat sich hierbei eine eigene Fertigkeit im Ausmelken der Blattläuse entwickelt und eine Freundschaft zwischen Gemelkten und Melkenden, die an Zärtlichkeit und Züchtigkeit nichts zu wünschen übrig läßt. Man könnte wohl sagen, daß die Ameisen sich zu den Blattläusen ähnlich verhalten, wie die Menschen zu ihren milchgebenden Hausthieren.

Dr. D. P.

Die Krankheitsherde in den menschlichen Wohn- und Aufenthaltsstätten stellt eine vom Centralbureau der deutschen Papierindustrie in Dresden herausgegebene Broschüre „Ueber einige Entstehungsbedingungen ansteckender Krankheiten, ihre Verbreiter und Beteiligter, ein Beitrag zur Erforschung von Krankheitsursachen“ in kurzer, aber ebenso verständlicher Abhandlung zusammen. Nachdem in wenigen Zeilen auf die oft berührten Brutstätten zahlreicher und gefährlicher Krankheiten hingewiesen worden ist, welche in vielen vernachlässigten Wohnungen der armen Land- und Stadtbevölkerung zu finden sind, heißt es weiter:

In den Häusern der Vornehmen und Reichen finden wir andere Seuchenherde von nicht minder abschredender Natur. Wohlgeschlossene Doppelfenster und Thüren und Außenheizung im Korridor oder gar Centralheizung mit Luft oder Dampf, wollene Teppiche, volle Kleiderschränke und „der Verfühlung wegen“ ungefüllte, im Hause installirte Aborte, dazu einige Hunde und Hündchen als freundliche Hausthiere, und der ganze vornehme Jammer liegt vor einem ausgebreitet! Die

wohlschließenden Doppelfenster und Thüren halten gewissenhaft jeden Eintritt gesunder Luft ab, denn die zeitweise Oeffnung ohne Durchzug der äußeren Atmosphäre durch das ganze Haus oder Schloß hat keinen Zweck, weil das bloße Oeffnen der Fenster die Zimmerluft wohl abkühlen oder erwärmen, niemals aber reinigen kann. Die wollenen Teppiche, die Sammet-, Plüsch- und sonstigen Polstermöbel bergen, trotz Klopfens und Lüftens, eine Unzahl von Verwesungsprodukten, welche durch den Luftzug des Gehens in die Höhe gewirbelt und von den Lungen eingeatmet werden. Die angefüllten Kleiderchränke, welche die durchschwitzten Kleider der Damen und die angelegenen Pelzwerke der Herren in sich schließen und durch deren Oeffnen von Saison zu Saison eine pestilenzialische Atmosphäre von Verwesungsgasen verbreitet wird, sind die befähigten Bruststätten typhöser Krankheitserscheinungen der Wohlhabenden. Wie oft schon mögen schöne Paläste die Siechstätten fremder Gäste geworden sein, wenn die geschlossen gehaltenen Räume ihnen als Wohnung geöffnet wurden? Als z. B. v. Bismarck das pariser Gesandtschaftshotel beziehen sollte, schrieb er an seine Schwester, die Gräfin v. Arnim, daß er dies um keinen Preis thun würde, da die Luft darin in allen Räumen rein vermodert sei; und wirklich waren seine Vorgänger in der Blüthe der Jahre gestorben, z. B. Lodenberg. Vielleicht war das schnelle Siechthum des Königin-gemahl Prinz Albert in Schottland aus einer ähnlichen Quelle entsprungen u. Zu den Bruststätten des Kinderiechthums gehören, außer engen Wohnungen, die zum Uebermaß angefüllten Schulküben, ohne Zufuhr von frischer Luft, welche die Ausdünstungen der jungen Menschheit fast hermetisch verschlossen halten. Was Wunder, wenn sich die Krankheitsstoffe der Schulkübenatmosphäre den zarten Lungen mittheilen und die Keime zu Lungenucht und dergl. zur Entwicklung kommen? Die verderbliche Einrichtung von Centralheizungen ist darum nirgends verdammungswerther, als für Schulen, denn die Verwehung der organischen Moleküle wird durch sie beschleunigt. Auf den krankmachenden Einfluß der weiteren Schul- und Abtritts-atmosphäre sei hier nur kurz hingewiesen. Die Werkstätten und Fabriken sind nicht minder Entsehungsherde epidemischer wie endemischer Krankheiten, je nach den Rohstoffen, welche sie verarbeiten. Thierwollen, Blicse und Pelzwerk bleiben absichtlich lange oder dauernd im urprünglichen oder wenigstens nur mechanisch von Schmutz gereinigtem Zustande, weil in diesem die Motten fern gehalten werden. Diese Beobachtung ist eine uralte und darum läßt sich ermesen, wie vielfach die Seuchenverschleppungen und Uebertragungen, zumal der Schafpocken auf Menschen durch das Tragen des größeren Pelzwerks auf bloßer Haut und auf dem Kopfe stattgefunden haben müssen! Die groben Wolldecken für die Armeen dürften darum nicht selten aus Rohwollen gefertigt werden, die vielleicht schon durch das Lagern in abgeschlossenen Räumen versenken und epidemische Krankheitserscheinungen hervorrufen; solche Wollen, Blicse und Pelzwerke können darum auf den weiten Wegen des Woll- und Pelzhandels die Bruststätten solcher Krankheitsstoffe werden, weil sie, fest verpackt und meist aus warmen Gegenden kommend, die Keime für solche verderbliche Gährung in sich tragen. In fast gleicher Gefahr befinden sich die Arbeiter in den Wollspinnereien und Webereien, der Hutmacherei und Kürschnerei; denn was in einer Beziehung die Lüftung der Wollen und Felle an Gefahr vermindert, vermehrt in anderer das Einathmen der feinen, in der Luft schwebenden Wollatome. Und diese bei der Arbeit entstehenden staubartigen Abfälle, die selbst im metallischen oder mineralischen Zustande, also trotz ihres höheren spezifischen Gewichtes, in der Luft sich eine zeitlang schwebend zu erhalten vermögen, diese Abfälle kann man, mit Recht, den Staub der Arbeit nennen. Solcher Staub der Arbeit sind die feinen Fasernatome der Seiden-, Baumwoll-, Flach- und Zuteppereien und Webereien; die Mineralatome der Bergwerks-, Steinbruchs-, Steinhauer- und Steinbohrarbeit und der Schleiferei; die Metallatome der sämmtlichen Metallgießereien und Drehereien; die Atome der Arsenit-, Antimon-, Baryt-, Blei-, Chrom- und Quecksilberfarben der Buntpapier- und Zeugdrudereien (vornehmlich Ballleiderstoffe), der Lettern aus den Buchdrudereien; die giftigen Gase der chemischen Werkstätten aller Art; die Horn- und Holzatome der Drechsereien; die Mehlatome der Müllerei, Bäckerei und Stärkfabrikation u. s. w. Diese auf die Athmungsorgane, das Epithelium der Schleimhäute und die äußere feuchte Epidermis sich ablagernden feinen Atome sind, auch die nicht giftig wirkenden, jene Erzeuger von Husten, Brustleiden, Lungenentzündung und Lungenanschwellung, welche so zahlreiche Opfer täglich sich auszersehen. Die bewegungslosen Professionen der Schuhmacher, Schneider, Schreiber u. s. w. leiden am meisten durch den geringen Athmungsprozeß und die meist unreine und staubreiche Atmosphäre ihrer Werkstätten. Die Krankheiten der Epidermis dieser genannten Arbeiterklassen sind zumest Miteffer und Forunkeln (Affen) Gerstenkorn im Auge. — Auch die Transportmittel, wie Viehwagen, Waggons und Droschken, welche wegen ihrer beständigen Benutzung die Aufstodungsstoffe reichlich aufnehmen können, sollten von den Sanitätsbehörden besonderer Kontrolle unterworfen werden. Vielleicht wird man bald bei uns auch dahin kommen, wo man in England schon lange ist: die unnachsichtliche Bestrafung über die Droschkenkutscher zu verfügen, wenn sie Kranke mit ansteckender Krankheit annehmen. So wurde jetzt ein solcher in Fulham vor Gericht gestellt, weil er eine Dame, die an Scharlach litt, nach dem Krankenhanse geführt hatte. Er erhielt einen Monat Gefängniß mit Zwangsarbeit und die Droschke wurde im Polizeihanse sofort desinfectirt. — Wir meinen, es kann nicht oft und nicht

energisch genug auf die hier aufgezählten Pflanzstätten menschlicher Dual und menschlichen Siechthums hingewiesen, nicht oft genug dawider zur Selbsthilfe und zur Hilfe durch die Vorsorglichkeit der Behörden aufgerufen werden.

Aufbruch zur Tigerjagd. (Bild Seite 497.) Indien, das ferne Wunderland des palmenreichen Orients, die alte sagenumwobene Halbinsel mit ihren üppigen tropisch-schönen Landschaften neben mächtigen Laubholzbeständen, auf den Tafelländern im Innern und regenlosen Wüsten im Fünftromlande, das uralte Kulturland zwischen den heiligen Strömen Indus und Ganges mit deren herrlichen Ufern, das Vaterland der vielbesungenen Lotosblume, ist der Schauplatz unseres heutigen Bldes. Indien ist die Wiege aller Kultur. Bereits um die Zeit der Geburt Moses und noch ehe Homer den trojanischen Krieg besang, Rom erbaut wurde und die alten Deutschen aufhörten, in Pfahlbauten zu wohnen, befanden sich die Bewohner Vorderindiens, des heutigen englischen Kaiserreiches Indien, im Besitze eines Schazes nationaler Lieder und einer in Versen gedichteten Literatur, einer eigenen Schrift, großer Städte, eines ausgebildeten Handels und einer alle Verhältnisse regelnden Gesetzgebung; die Philosophie erreichte früher als in Griechenland eine hohe Blüthe, und vor Aegypten hat Indien voraus, daß statt Hieroglyphen (Geheimschrift, nur für Wissende und Eingeweihte berechnete) eine umfassende Literatur Zeugniß gibt von einem mannichfachen theologischen und philosophischen Denken über die schwierigsten Aufgaben der nach Erkenntniß ringenden wissenschaftlichen Forschung. Mancher weise Spruch, dem wir noch griechischen oder ägyptischen Ursprung zuschreiben, ist den dortigen Denkern aus Indien über das stammverwandte Medien und Persien zugetragen worden, denn gleichsam wie in einem Treibhause hat der indogermanische Geist unter der tropischen indischen Sonne früher Keime der Wissenschaft gezeitigt, als irgendwo sonst. Und diese Keime haben sich vom Himalaya bis zum Kap Komorin erhalten und entwickelten sich zu erstaunlicher Größe und Festigkeit, trotzdem das Land von griechischen, persischen, mongolischen, portugiesischen, französischen, dänischen, holländischen und englischen Eroberern besetzt wurde. Indien gilt mit Recht als die kostbarste Perle in der englischen Krone. Von 250 Millionen aufereuropäischer Untertanen in den fünf Erdtheilen entfallen 240 Millionen auf Indien; Waaren im Werthe von mehr als einer Milliarde Mark werden jährlich durch englische Handelshäuser aus Indien bezogen oder dahingeworfen, vierzig Prozent des gesammten Umsatzes Englands mit seinen auswärtigen Besitzungen werthet der Handel mit Indien. Das englische Kaiserreich Indien hat ein Areal von $\frac{3}{10}$ Millionen Quadratkilometern und ist siebenmal so groß als das deutsche Reich; hiervon sind $1\frac{1}{2}$ Millionen Quadratkilometer indischen Fürsten zur Selbstregierung unter englischer Aufsicht belassen worden. Das ist die Achillesferse der englischen Verwaltung. Die eingeborenen Fürsten hat die Krämerpolitik Englands zum Fluche des Landes belassen, denn dieser Nizam von Haidarabad, der Saikowir von Baroda, Djulap Singh von Madschputana und wie sie sonst heißen mögen, sind ohne Ausnahme Blutfauger des Volkes, die nur ihren Haremsfreuden und ihrem Jagdbezügen leben. Der Mittelpunkt und die Hauptperson unseres Bldes ist einer jener Mah-rattenfürsten, die ihr halbes Leben auf der Jagd in den Dschungeln der Malabarüste (dem südwestlichen Theil Indiens) verbringen. In einer goldvergitterten, mit kostbaren Stoffen ausgeschlagenen Sänfte, Hauda genannt, welche auf den Rücken eines Elephanten geschnallt ist, sitzt der gelangweilte Sproßling der höchsten Rasse, hinter sich seinen Minister, der aber nichts zu regieren hat. Das Regieren besorgt der Reiter des zweiten Elephanten, ein nicht minder gelangweilter Engländer, der als Resident an dem Fürstenhofe des Maharatten-Emirs fungirt. Der Reiter des dritten Elephanten ist das geistliche Oberhaupt des Maharattenlandes, der Oberbramine, dessen Kopfbedeckung der unserer Köche nicht unähnlich ist. Die Elephanten leitet der im Nacken derselben hochende Mahaut mit einem dem Bootshaken ähnlichen Instrument. Das übrige Gefolge besteht aus unzähligen Faulenzern, von denen einem jeden eine genau bestimmte Dienstleistung obliegt. Die zwei Vordermänner im bunten Kasan haben Zeit ihres Lebens nichts anderes gethan, als ihrem Gebieter die grünen Zweige beim öffentlichen Aufzug voranzutragen; andere sind als Pfeifen-, Fliegenwedel-, Speer- und Schwerträger oder als Pferd- und Hundeführer angestellt. Wie es bei dieser einseitigen Beschäftigung im Kopfe dieser lebenslänglich angestellten Hofbeamten aussieht, bedarf wohl keines Kommentars. Betrachten wir uns näher die Zeit und den Ort unseres Jagdbildes. Der Indier theilt das Jahr in drei Jahreszeiten: in eine Regenzeit (Juli bis Oktober), eine kalte (November bis Februar) und eine heiße (März bis Juni); die letztere ist die Jagdzeit. Die Erde liegt unter der allgewaltigen Hitze wie ein sonnerbranntes, schwerathmendes Geschöpf. Alles was grün war auf der Oberfläche an Gras, Kraut oder blühendem Gesträuch, ist eingeschrumpft in gelblicher, krankhafter Färbung, die Bäume lassen ihre staubigen Äste und vertrockneten Blätter leblos herabhängen. Die Ströme, einst die Adern der Erde, sind ausgetrocknet und fließen nicht mehr, ihr Bett ist ganz leer oder zeigt nur einzelne, morastige Pfützen und Tümpel, die gar nicht mehr in Verbindung miteinander stehen. Die Sonne steigt morgens wie eine feurige Kugel herauf und geht abends als blutrother Ofen unter. Die Brunnen sind erschöpft und das Laßwieh, welches dieselben sonst treibt, trauert unter der Hitze im dichtesten Schatten. Das

ganze Land trägt den Stempel der Todesschwäche und der Verzweiflung, in erschreckend einformige, gelbsüchtige Farbe getaucht, hoch mit Staub bedeckt, welcher oft, wenn ein kleiner Windstoß sich erhebt, die Landschaft mit hohen, heißen Sandssäulen überfluthet. Vögel und Vierfüßler, Käfer und Würmer theilen die erwartungsvolle Sehnsucht nach Erquickung mit ihrer mütterlichen Erde. Das Hausgeflügel hockt niedergebückt in dem kargen Schatten der menschlichen Wohnungen, die Wasservögel lechzen am weiten, öden Strande nach der Erholung. Die Büffel wühlen sich bis zur Schnauze in den Schlamm der Moräste — selbst den Pariahunden ist die Hitze gar zu unerträglich, denn sie kriechen mit weitherabhängender Zunge in dem so oft wechselnden Schatten herum und ihr Gerippe hat kaum mehr die Kraft, sich der Hitze zu erwehren. Der Boden der Reis- und Baumpflanzungen ist von der sengenden Hitze in weitläufige Spalten aufgerissen, in welche selbst die sonnenfreundlichen Eidechsen sich vor ihrer jetzt gefährlichen Freundin schon zurückziehen. In dem Gehölz ist keine Spur des so reichen Insektenlebens zu entdecken und das sonst so scheue Damm- und Rothwild, Antilopen und Tapirs lagern sich rings um die seltenen Wasserreste der Vertiefungen des Waldbodens. Jetzt wird der Tiger der Herr des Dichtes und würgt nach Herzenslust. Ein Tiger, der einmal Menschenloft versuchte, greift nicht mehr zur thierischen Nahrung; er verläßt das Dicht, zieht sich in die Nähe der Dörfer und wird der Schrecken der Gegend. Solche Thiere verursachen dann bedauerliche Menschenverluste; in Centralindien tödtete 1869 ein einziges Tigerweibchen 127 Menschen und sperrte eine lebhaftes Heerstraße für viele Wochen, eine andere Tigerin bewirkte das Verlassen von 13 Dörfern und das Nichtbeadern von 6000 Hektaren Land. Daraus erhellet, wie notwendig es ist, daß der Mensch im Morgengrauen auszieht, um den „Herrn der Landstraße“, wie das Volk den Tiger titulirt, zu jagen. Es ist eine sehr gefährliche Treibjagd. Das Tags vorher ausgekundschastete Lager des Tigers wird von Treibern umstellt. Den Mittelpunkt des immer enger werdenden Vorpostenringes bilden die Elephanten, auf denen die besten Schützen reiten. Die Pferde sind bei der Tigerjagd schlecht zu verwenden, weil ihr Zittern beim Anblick des anstürmenden Tigers den Schuß ihrer Weiter unsicher macht. Doch auch der Muth des Elephanten steht nicht im richtigen Verhältnis zu seiner riesigen Körperkraft. Ist der Tiger aus seinem Lager ausgehauert, so sucht er zuerst den Ring der Treiber zu durchbrechen und gibt, wenn es ihm gelingt, Fersengeld. Im andern Falle stellt er sich dem Elephanten und sucht ihn, den Büffel vermeidend, von hinten anzuspringen. Das ist der richtige Moment zum Zielen für den Schützen, der ihn mit einem Kernschuß ins Auge leblos dahinfredt. In den Wüsten und Steppen Kaschputanas (südöstlich des Indus und Satleischusses) jagt man auch den König der Wüste, den Löwen. Seine Mähne ist kürzer und von hellerer Farbe als die des afrikanischen Löwen; das Thier überhaupt kleiner. Man will beobachtet haben, daß Löwe und Tiger sich meiden, wahrscheinlich, um sich nicht Konkurrenz zu machen. Der gefleckte Leopard wird nicht gejagt, wohl aber gezähmt und zum Jagen abgerichtet. Auch der Wolf erfreut sich einer unverdienten Schonung. Der Indier hegt abergläubische Furcht vor dem Herrn Hegerim, wie ihn unsere niederdeutsche Thierfabel nennt, und verehrt in ihm einen bösen Dämon, dessen Blut über den Tödtenden Verderben bringt. Der Schakal wird gleichfalls als überreifrigem Aberglauben nicht verfolgt, wahrscheinlich weil er Gesundheitspolizei übt. Er nimmt alles Was an, scharrt Leichname aus, begnügt sich aber in der Noth mit Pflanzkost, und wird deshalb den Kaffeepflanzungen lästig. Den Schluß unserer Jagdstizze möge das größte der indischen Säugethiere, der Elefant, machen. Er wurde früher in Heerden in ganz Indien in waldrreichen Hügellandschaften angetroffen, wie uns die ältesten Heldengebichte Mahabharata und Ramayana melden. Als Hausthier ist er in allen Provinzen Indiens zu finden, wird jedoch nur in den Wäldern gegen die birmanische Grenze, in Centralindien, dann in Südindien im Lande Maissur und in den Ausläufern der Westghat. Der Name selbst ist indisch und auf Sanskrit Ursprache (Indiens) Pila zurückgeführt, altperisch Fil, neuperisch Fel; die Araber setzten den Artikel vor und aus El-Fel wurde unser Elefant. In einem Lande wie Indien, wo es von unumschränkten Mächthabern wimmelt, galten von jeher die Elephanten als Eigenthum der Landesherren. Im Mittelalter war es ja mit dem Eigenthumsrecht des Wildes in unseren Wäldern auch ähnlich bestellt. Die englische Regierung hat der Tödtung dieser nützlichen Thiere enge Grenzen gezogen. Durch diese lobenswerthe Maßregel sind zur Naturgeschichte der Elephanten neue Einzelheiten bekannt geworden. Das neugeborene Thier hat Meterhöhe, mit dem dreißigsten Jahre hört das Wachstum auf. Dieser Umstand hat wohl die Fabel von der vielhundertjährigen Lebensdauer der Elephanten erzeugt. Es ist möglich, daß einzelne Thiere

hundert Jahre und darüber leben, aber das Durchschnittsalter kann dies nicht sein, denn nur selten trifft man selbst in größeren Heerden von 30—40 Stück ein wirklich altes Thier. Die Intelligenz der Elephanten ist längst bekannt, daß sie aber eine Art spartanisches Geß beobachtet, ist erst in neuester Zeit beobachtet worden. Die Männchen sind meist kleiner wie die Weibchen, die zwerghaft gebaut werden von den stärkeren getödtet oder aus der Heerde ausgestoßen. Man ist noch nie auf Elephantenmaas gestoßen und nimmt deshalb an, daß schwer Kranke das undurchdringlichste Dicht aufsuchen. In der Wildnis sind die Elephanten sehr scheu, geradzu furchtsam und werden selbst zu ihrer Vertheidigung niemals gegen den Menschen gehen. Die Heerden sind vorherrschend 20—25 Stück stark; ein Weibchen, kein Männchen geht an der Spitze und bei Gefahr nimmt das starke Geschlecht zuerst Reißaus. Mit diesen überraschenden Daten, für die der Name unseres Gewährsmanns Emil Schlagintweit bürgt, wollen wir für heute von Indien scheiden.

Dr. M. T.

Das Nordlicht oder richtiger Polarlicht (Seite 496) — weil zugleich in südlichen Gegenden am Südpol wahrnehmbar — ist eine in den mannichfachen Formen auftretende prachtvolle Lichterscheinung, die, weil wir sie infolge unserer geographischen Lage nur am Nordpol wahrnehmen können, bei uns den ersteren Namen erhalten hat. Während es unter höheren Breiten öfter vorkommt, und zwar als Nordschein, zeigt sich dasselbe stark entwickelt seltener; so in der neueren Zeit am 7. Januar 1831, am 28. August und 1. September 1859 am 24. und 25. Oktober 1870 und am 4. Februar 1872. Großartig trat das Phänomen auf am 24. und 25. Oktober 1870 und zwar so, daß es sich von Lissabon über ganz Europa und Asien erstreckte und selbst noch auf dem Atlantischen Ozean in einer Entfernung von 600—800 Seemeilen von Lissabon gesehen wurde. Nicht minder großartig war das Nordlicht vom 4. Februar 1872. Gesehen wurde es in Syene in Aegypten, Bombay in Ostindien und Tromsö und Hammerfest in Norwegen. Gleichzeitig wurde aber auch in St. Louis ein intensives Südlicht beobachtet. Unsere Illustration zeigt das im Norden beobachtete, wie es von Odessa aus gesehen wurde. Die Farbe des Nordlichts ist glänzend weiß, etwas ins bläuliche spielend, während der Dämmerung jedoch mehr gelblich; manchmal, bei umfangreichem Auftreten, erscheint es in röthlicher Farbe. Wie bereits bemerkt, sind die Formen desselben verschieden. Meistens bilden sie jedoch einen leuchtenden Bogen, dessen unterer scharfer Lichtrand ein, gegenüber der übrigen Luftfarbe, bedeutend dunkleres Segment begrenzt; hier und da zeigen sich auch mehrerer solcher Bogen übereinander. Von diesen Bogen steigen die Lichtstrahlen nach allen Richtungen empor. Zuweilen ist das Nordlicht auch ohne allen Zusammenhang über einen mehr oder weniger großen Theil des Himmels verbreitet. Die Lichtstrahlen zeigen meist eine stark flackernde Bewegung; nimmt diese nebst der Ausdehnung der ganzen Erscheinung zu, so entsteht, indem die Strahlen an einem Punkt des Himmelsgewölbes zusammentreffen, die Nordlichtkrone. Die Höhe des Nordlichts ist verschieden, soll aber nicht unter 20 geographische Meilen betragen. Das vom 4. Februar 1872 soll jedoch 56, das vom 25. Oktober 1870 sogar 72 Meilen hoch gewesen sein. Daß das Nordlicht in direkter Beziehung zum Erdmagnetismus steht, wird zwar als feststehend angenommen, ist aber wohl noch nicht entgeltig erwiesen.

art.

Mohamed eröffnet in seinem Koran den Spöttern recht angenehme Ansichten für das Jenseits. Er sagt nämlich: „Am Tage der Auferstehung werden die, so sich mit Spötterei abgeben haben, vor die Thüre des Paradieses gerufen, und wenn sie davorstehen, wird sie ihnen vor der Nase zugeschlagen werden, wenn sie dann umkehren, wird man sie vor eine andere Thür rufen, die ihnen, wenn sie kommen, gleichfalls verschlossen werden wird, und so fort in alle Ewigkeit.“

M. B.

Die Zahl der Meister wie die der Gesellen und Lehrlingen war im Mittelalter bei den einzelnen Handwerkern bestimmt und blieb, ohne Berücksichtigung der wachsenden Bevölkerung, gleich. In Berlin z. B. durften sich jährlich nur acht neue Meister setzen. Keinem Meister war es gestattet, mehr Gesellen zu halten, als sein Mitmeister; die tiefer Schneiderordnung vom Jahre 1634 setzte die Zahl der Gesellen auf drei fest, während ein Meister nur einen Jungen auf einmal halten sollte. Häufig mußte ein Meister, nachdem ein Lehrbursch bei ihm ausgelernt hatte, mehrere Jahre warten, bis er einen neuen nehmen durfte.

M. B.

Inhalt. Idealisten, von Rudolf Lavant (Fortsetzung). — Hamburgs Verfassung, sein Handel und seine Freihafenstellung, von Wilt. Bloß. — Irrfahrten, von L. Rosenbergl (Fortsetzung). — An der Wiege des Christenthums. Kulturhistorische Skizze von C. Lübeck (Schluß). — Dem Schakal abgerungen, Novelle von Rudolph v. B. (Fortsetzung). — Ameisen als intelligente Honig- und Zuckerräuber. — Die Krankheitsherde in menschlichen Wohn- und Aufenthaltsstätten. — Ausbruch zur Tigerjagd (mit Illustration). — Das Nordlicht (mit Illustration). — Mohamed und die Spötter. — Die Zahl der Meister, Gesellen und Lehrlingen im Mittelalter.

Verantwortlicher Redakteur: Bruno Geiser in Leipzig (Südstraße 5). — Expedition: Färberstraße 12. II. in Leipzig.
Druck und Verlag von W. Fink in Leipzig.